

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române

Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft
Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang IX, Heft 1-2, Winter 2006

Aus dem Inhalt:

Gerhard Köpfernik: Waschechte Rumänen

Thilo Beyer: Rückständigkeit als Touristenattraktion

Georg Herbstritt: Rumänien, die Securitate und das DDR-Ministerium für Staatssicherheit

Marlen Martin: „Mehr wie zum Leben braucht man nicht“ – Über eine Fotoausstellung von
Klaus Lückert in Berlin-Kreuzberg

Iunia Martin und Ionuț Budașcu: Autismus in Rumänien

Wilfried Heller: Demographie, Migration und räumliche Entwicklung in Rumänien

Saskia Bellem: „Abenteuerurlaub Osteuropa“ – Das Andres Böhmer Quartett in Bukarest

Ioana Scherf: Verleihung des Adenauer-Preises an Traian Basescu

Die DRG: Bericht über die V. Studienreise der DRG, von Christof Kaiser

Herausgeber:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Karolinenstraße 1
14165 Berlin

Redaktion:

Axel Bormann
Christof Kaiser
Marlen Martin

ISSN 1618-1980

Vorab

Nach ausgiebiger Überlegung hat nun die EU-Kommission eine Empfehlung für den Beitritt des Landes zum 1. Januar 2007 gegeben. Obwohl in Rumänien, wie auch im Nachbarland Bulgarien, manches auch bei unvoreingenommener Betrachtung hinreichend Anlass für eine moderate Verschiebung des Termins gegeben hätte, wäre eine andere Entscheidung der Kommission ganz überwiegend mit deutlicher Überraschung aufgenommen worden, zu sehr hat man sich innerlich schon auf den 1. Januar eingestellt. Wir freuen uns jedenfalls darüber, dass es schon zum Beginn des nächsten Jahres geklappt hat; unsere Glückwünsche gehen auch an die gegenwärtige Regierung in Bukarest, die es verstanden hat, den Angleichungsprozess merklich zu beschleunigen. Letztlich hätte eine Verschiebung des Beitritts um nur wenige Monate, die nach dem Beitrittsvertrag möglich gewesen wäre, nicht sicherstellen können, dass die gegenwärtig noch bestehenden Defizite zum Beitrittszeitpunkt beseitigt worden wären. Vielmehr muss das Land jetzt im Zuge der

über den Beitrittszeitpunkt hinaus reichenden Verpflichtungen an der Beseitigung der verbleibenden Mängel arbeiten, sei dies im Bereich der Justiz oder der Korruptionsbekämpfung.

Obwohl dies vom Anlass her womöglich nahe gelegen hätte, ist diese Ausgabe der Deutsch-Rumänischen Hefte keine „Beitrittsausgabe“ geworden. Dafür sind die im Heft versammelten Themen zu vielfältig; die Beiträge beleuchten auch nicht nur die Gegenwart, sondern teils auch die Vergangenheit (Georg Herbstritt über das Zusammenwirken von Securitate und Staatssicherheit) oder blicken in die Zukunft (Wilfried Heller zu Demographie, Migration und räumlicher Entwicklung in Rumänien), aber natürlich bleibt die Politik auch nicht außen vor (Dr. Ioana Scherf über den gegenwärtigen rumänischen Präsidenten). Wir hoffen, Ihnen sagt diese Ausgabe zu, wir freuen uns jedenfalls jederzeit über Zuschriften, seien Sie kritischer oder beifälliger Natur.

Ihre Redaktion

Impressum

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft und zugleich eine allgemeine Zeitschrift. Auflage: 1200. Erscheinen: 1/2jährlich.

ISSN 1618-1980

Herausgeber: Die DRH werden herausgegeben von der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft e.V. (Sitz Berlin). Die Anschrift findet sich auf der Titelseite.

Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können direkt unter dieser Anschrift angefordert werden.

Kontakt: Axel Bormann, Wichertstraße 64, 10439 Berlin; E-mail: axel.bormann@berlin.de.

V.i.S.d.P.: Axel Bormann

Bezug für Mitglieder der DRG (Jahresmitgliedsbeitrag 60,- Euro, ermäßigt 30,- Euro)

kostenlos. Die DRG ist gemeinnützig, Beiträge sind steuerlich absetzbar. Zu Beitrittsmöglichkeiten siehe unter "Herausgeber".

Bezug für Nichtmitglieder: 2 Nummern gegen eine Spende von 17,- Euro auf das Konto der DRG (Bankverbindung: Postbank Berlin, BLZ 100 100 10, Kto 230 108), Verwendungszweck: „Hefte“. Parallel zur Überweisung bitte ein kurzes formloses Schreiben an die Redaktion. (Vgl. Coupon auf der Rückseite des Hefts)

Spenden: (Steuerlich absetzbare) Spenden an die DRG zur Finanzierung der Hefte sind erwünscht. Solche Spenden werden nur für die Finanzierung der Hefte eingesetzt. **Auf die Spender wird in der jeweils nächsten Ausgabe hingewiesen.** Allgemeine Spenden an die Deutsch-Rumänische Gesellschaft (ebenfalls steuerlich absetzbar) sind jederzeit möglich auf das im letzten Absatz genannte Konto, Verwendungszweck: "Spende".

Waschechte Rumänen

von Dr. Gerhard Köpernik, Präsident der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Berlin

Ion Luca Caragiale hat sich in dem Prosastück „Waschechte Rumänen“ über Auswüchse des rumänischen Nationalismus lustig gemacht. Er zitiert aus den Grundsätzen des fiktiven Vereins „Waschechte Rumänen“. Einer davon lautet:

So braucht ein Volk sich nicht unnötig den Kopf darüber zu zerbrechen, wie es seine Tugenden entwickeln könne, es hat Lobnenderes zu tun: Die Untugenden der anderen zu zählen, ihre Tugenden aber anzuschwärzen oder geradezu abzustreiten.

Im Jahr 1901, als Caragiale dies schrieb, gab es natürlich auch waschechte Ungarn, waschechte Franzosen, waschechte Deutsche u.s.w. Mit der Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft vor fünf Jahrzehnten schien dieses nationalistische Denken in Westeuropa überwunden.

Ist es das wirklich so? Haben nicht viele Bürger in den Gründerstaaten der Gemeinschaft, wie die Volksabstimmungen in Frankreich und den Niederlanden über die Europäische Verfassung nahe legen, Vorurteile gegen die osteuropäischen Beitrittsländer? Sind nicht auch in Deutschland Stammtischpolitiker dabei, die „Untugenden der anderen zu zählen, ihre Tugenden abzustreiten“?

Leider trifft das auch Rumänien, wie ein Blick in deutsche Zeitungen zeigt: Viel über Straßenkinder, Korruption, Kriminalität, fast nichts über Rumäniens Fortschritte in Richtung EU, über die kulturelle Vielfalt, die Schönheit der Landschaft u.s.w.

Um dies zu ändern, gibt es viel zu tun. In Rumänien, wo nach wie vor einiges im Argen liegt, wie jeder Rumäne weiß und wie die EU-Kommission in ihren Berichten feststellt. Und könnte die rumänische Regierung nicht mehr tun, um durch umfassende Information das Bild Rumäniens im Ausland zu verbessern? Berliner können Gott sei Dank das rumänische Kulturinstitut aufsuchen, das ein reichhaltiges Programm bietet.

Der bevorstehende EU-Beitritt Rumäniens sollte aber auch Ansporn für alle Vereine sein, die sich in Deutschland mit Rumänien verbunden fühlen und zur Verständigung zwischen Rumänen und Deutschen beitragen, und zwar die Vereine, die „Deutsch-Rumänisch“ in ihrem Namen tragen, aber auch die Organisationen, in denen sich die Rumänen in Deutschland, die Siebenbürger Sachsen und die Banater Schwaben zusammengeschlossen haben. An gutem Willen fehlt es nicht, eher schon an finanziellen Mitteln, um durch Informationsveranstaltungen, Auftritte von rumänischen Künstlern, Studienreisen etc. die Unwissenheit, die viel Platz lässt für Klischees und Vorurteile, zu verringern. Wir unterstützen damit nicht nur Rumänien, sondern auch den Zusammenhalt in der EU. Die Deutsch-Rumänische Gesellschaft in Berlin wird ihr Bestes dafür tun.

Rückständigkeit als Touristenattraktion

Kritische Anmerkungen zur Repräsentation Rumäniens in Reiseführern

von Thilo Beyer

*Unser Planet hat noch
tausend Winkel, wo Freiheit
und Zufriedenheit sich
Tempel bauen können, wenn
Europa ihnen zu enge wird.*

Geheime Gesellschaft

Tübingen, „Wir wollen Europa
verlassen“ (1806)

Rumäniens nach wie vor gravierende Imageprobleme sind bekannt. Bereits in vergangenen Ausgaben dieser Zeitschrift war das verhängnisvolle Repertoire an Negativ-Attributen von Dracula über Ceaușescu und die Securitate bis hin zu Waisenheimen und Straßenhunden Gegenstand von Analyse und Kritik.¹ Bei der Suche nach anderen, wohlwollenden Charakterisierungen von Land und Leuten lohnt es sich, ein Textgenre unter die Lupe zu nehmen, das geradezu von positiven Formulierungen lebt, weil es das gesamte Land als Konsumprodukt anpreist: Reiseführer. Deren Inhalte versprechen eine Ausnahme von der Negativklischee-Reproduktion, denn sie müssen ihrer Bestimmung nach einen Gegenentwurf dazu liefern.

¹ Vgl. Martin, Marlen: „Rumänien in Berlin. Aspekte der nationalen Selbstrepräsentation“. DRH 1/2004, S. 28-32; Kissau, Kathrin: „Ceaușescu, Dracula und Waisenhäuser. Das Image Rumäniens in Deutschland.“ DRH 1/2005, S. 26-28.

Im Folgenden geht es um solche gut gemeinten Ansätze und um ihre zweiseitigen Effekte. Aufgabe eines Reiseführers ist selbstverständlich nicht die möglichst ungefilterte Darstellung eines Landes, sondern die Herausarbeitung seiner touristisch reizvollen Schokoladenseiten. Geht man davon aus, dass der Reiseführer der Auflage zuliebe den Durchschnittsreisenden anzusprechen versucht, dann bietet er ein hervorragendes Barometer der populären Sehnsüchte. Nur von anspruchsvollen Verlagen werden umfassende Hintergrundberichte erwartet und auch eingelöst, etwa bei Trescher oder Dumont. Neben Ortsbeschreibungen und praktischen Tips ist eine Hauptfunktion von Reiseführern die Vorbereitung des Lesers auf Land und Leute, des Reisenden auf die Bereisten. Dabei eröffnet sich ein breites Spektrum zwischen einerseits fundierten Beschreibungen der Alltagskultur und andererseits oberflächlichem Mentalitätskitsch à la 'typisch südländische Gastfreundschaft'.

Dass solche Klischees gerne präsentiert werden, ist nichts Neues. Welche genau aber ausgewählt werden, liefert einen Indikator für die Vorlieben, die ein Verlag bei seinen Kunden vermutet und zu bedienen versucht. Welche Aspekte Rumäniens scheinen demnach besonders faszinierend? Welchen „Kick“ gibt Rumänien einem westlichen Touristen?

„Land und Leute“

Im Folgenden sollen einige bildliche und sprachliche Muster untersucht werden, die sich als rote Fäden durch dieses Literaturgenre ziehen und Anhaltspunkte dafür liefern, was der vermeintlich typische Rumänienreisende sucht. Besonders häufig kommen vier Leitmotive vor. Die Kernthese dazu lautet, dass ihre Funktion keineswegs nur die Beschreibung Rumäniens ist. Wie in diesem Beitrag gezeigt werden soll, nutzen Reiseführer dieses Land

gerne als Projektionsfläche für eine rückwärts gewandte Zivilisationskritik.

Ein erster Blick auf die Covers zeigt, welche touristisch attraktiven Ausschnitte dem Leser stellvertretend präsentiert werden. Die selektive Bilderwelt ist eine ausnahmslos ländliche: Mal ein Kloster (Marco Polo 2005), mal bemalte Eier (Lonely Planet, französische Ausgabe 2006), mal idyllische Karpatenlandschaften, sei es ohne Personal (Lonely Planet 2004, The Rough Guide to Romania 2004) oder mit Bauern mit der Sense bei der Feldarbeit (Dumont 2006). Die häufigste Illustration ist jedoch eindeutig die Pferdekutsche. Falls sie nicht schon auf dem Einband abgebildet ist (Lonely Planet 2001, Routard 2004, Reisehandbuch Rumänien 1997), lässt sich einiges darauf wetten, dass sie später im Buch noch auftaucht. Dieses Lieblingsmotiv bildet die symbolische Markierung Rumäniens schlechthin. Gleichzeitig weckt es mehrere Assoziationen, die auch in den Texten anklingen und nun als vier Leitmotive beschrieben werden.

Erstes Motiv: Langsamkeit

Das erste auffällige Muster ist die häufig dargestellte Langsamkeit des rumänischen Alltagslebens. Nicht nur ist die erwähnte ikonische Pferdekutsche das Fortbewegungsmittel mit dem denkbar geringsten Tempo. Auch drohen interkulturelle Probleme: „Die Rumänen sind sehr gastfreundlich und können es überhaupt nicht verstehen, wenn ihr Besuch [...] sich keine Zeit nimmt.“ (Reisehandbuch Rumänien 1997, 94) Selbst über die Großstadt Iași heißt es: „Die Uhren ticken hier langsam, Hektik ist unbekannt.“ (Marco Polo Rumänien 2005, 68) Am deutlichsten tritt der nationale Lebensrhythmus im Vergleich mit dem Westen hervor, wenn ein Autor seine Stimmung bei der Heimfahrt beschreibt: „Heimfahrt. [...] Wir

fuhren durch Ungarn, auf schnellen Straßen mit schnellen Autos und noch schnelleren Lichthupen. Bereits vor Budapest vermisste ich die Pferdefuhrwerke, die ohne Licht nach Hause zockeln.“ (Marco Polo Rumänien 1998, 9)

Ob 'das' rumänische Tempo im Durchschnitt wirklich so viel geringer ist als anderswo, wage ich an dieser Stelle nicht zu beurteilen. Jedenfalls lässt sich beobachten, dass das Merkmal der Langsamkeit, wie es zumindest im Verkehrswesen zutrifft, eine hohe Aufmerksamkeit erfährt. Indem das angeblich andere Zeitgefühl der Einheimischen offensichtlich eine Attraktion bildet, verweist es auf das touristische Bedürfnis nach Entschleunigung. Der Lebensstil Rumäniens, so die Botschaft, kann diese Sehnsucht stillen.

Zweites Motiv: Die Zeitreise

Das zweite Differenz-Versprechen betrifft ebenfalls die Zeitwahrnehmung. Viele Rumänien-Reiseführer zünden ein Feuerwerk der Nostalgie und kündigen eine „Zeitreise in die Vergangenheit“ (Marco Polo 2005, 27) oder gar „eine Reise ins Mittelalter“ an (ebd. 39). Um diese Suggestion zu unterstützen, hilft der gehäufte Gebrauch eines kleinen unscheinbaren Wörtchens: das „noch“. Es schwingt sich zum Schlüsselbegriff hoch, da es in Rumänien so vieles noch gibt, was der 'materialistische Westen' nicht mehr zu bieten hat. Ein Autor schafft sogar das Kunststück, den Retro-Partikel in seiner kurzen Passage über die Region Maramureș („eine sehr ursprüngliche Landschaft im Norden Rumäniens“) vier Mal unterzubringen:

„Es gibt kaum Städte, dafür noch richtige Bauerndörfer und keine Industrie. Auf den Straßen sind noch wesentlich mehr Pferde- und Ochsenfuhrwerke unterwegs als in anderen Landesteilen. [...] Die Menschen machen ihre

Kleidung noch weitgehend selbst [...] Angeblich noch aus dakischer Zeit stammt das Schuhwerk, die ‚Opinci‘. [...] Als Sohle wird manchmal ein Stück Autoreifen genommen. Der Sinn fürs Praktische zeigt sich auch beim Geschirrabwaschen: Man hängt es zum Trocknen einfach an einen kahlen Baum.“ (Marco Polo 1998, 15f., eig. Hervorh.)

Die räumliche Grenzüberschreitung gewinnt demnach ihren Reiz, indem sie den Wechsel in eine andere Zeit mit sich bringt. Der notwendige Mechanismus, mit dem Rumänien häufig als das „Hier gibt es noch...-Land“ charakterisiert wird, ist die Überrepräsentation des ländlichen Raums. Der Maramureş-Text ist dafür nur exemplarisch: Weitere Anzeichen ließen sich beliebig weit fortsetzen, allein schon anhand der eingangs erwähnten Titelbilder. Zwar sind solche traditionsbewussten Regionen keine pure Erfindung, wenn auch deren Darstellung oft allzu glatt ausfällt. Doch im Gesamtbild beziehen sich die gewählten Ausschnitte viel häufiger auf Handwerkskunst, Folklore und Bäuerlichkeit, als ein realistischer Querschnitt durch den zeitgenössischen rumänischen Alltag anzubieten hat. Mit der Betonung solcher Aspekte entsteht ein typisches Muster in der Fremdwahrnehmung Rumäniens: der Charme der Rückständigkeit.

Drittes Motiv: Authentizität

Ein weiteres Bündel von Assoziationen macht sich an Schlüsselbegriffen wie Unverfälschtheit und Ursprünglichkeit fest. Gegenüber den ersten beiden Punkten bildet es eine weitere Steigerung, denn laut dieses dritten Schemas ticken die Uhren nicht langsamer (erstes Motiv) oder haben eine enorme Verspätung (zweites Motiv); sie ticken gar nicht. In manchen Gegenden sei die Zeit stehen geblieben. Wiederum ist es vor allem der bäuerlich geprägte Bereich, der als statisch und zeitlos gedacht wird: „Der Duft von Freiheit und

Abenteuer – Der wilde Westen Rumäniens lockt mit urwüchsigen Landschaften und authentischer Bauernkultur.“ (Marco Polo 2005, 27)

Rumäniens ländlicher Raum erhält den Status eines authentischen Refugiums, das von den Zumutungen der Moderne verschont blieb. Die demnach ‚ursprünglichsten‘ Orte gelten gleichzeitig als geeignete Beispiele für „das normale Leben“ (sic): „So können Reisende das normale Leben im Karpatenland in unverfälschter Form kennen lernen: beim Schlendern durch die verträumten mittelalterlichen Städte in Siebenbürgen, bei Touren zu den wunderschönen Moldauklöstern und im Naturparadies Donaudelta.“ (MarcoPolo 2005, 11)

Die hartnäckige Betonung der rumänischen Authentizität gewinnt ihre Funktion erst vor dem Hintergrund ihres vermeintlichen westlichen Gegenteils: der ‚künstlichen Zivilisation‘, aus der die Reisenden offenbar im Urlaub fliehen wollen. Ulf Brunnbauer beschreibt dieses Schema als typisch für die traditionelle öffentliche Meinung über Südosteuropa: ein „zeitloses Museum, das für die Moderne völlig unzugänglich ist [...] wobei die vielfältigen inneren Differenzierungen den Blick des externen Beobachters auf das Ganze nicht weiter beeinträchtigen“ (Brunnbauer 2004, 8).

Indem die Vielfalt an Eindrücken, die auch der heutige ländliche Raum selbstverständlich aufweist, durch das Nadelöhr des Tourismusmarketings gezogen wird, bleiben die weniger romantischen Zutaten außen vor, und es entsteht das Bilderbuchprodukt eines unverdorbenen Territoriums. Hans Magnus Enzensberger spricht in diesem Sinne von einer „romantischen Ideologie des Tourismus“ mit einer Ausrichtung auf „das ‚Elementare‘, das ‚Unberührte‘ und das ‚Abenteuer‘“. (Enzensberger 1971, 192) Die Bilder knüpfen

durchaus an Realitäten an, setzen sich jedoch höchst selektiv zusammen und entwickeln eine Eigendynamik. Tatsächlich bietet das relativ dünn besiedelte Rumänien mehr Anlass für solche Projektionen als andere Länder. Mit einem geistreichen Statement kommentierte der Philosoph Constantin Noica (1909 – 1987) lakonisch diese Ausgangssituation: „Es gibt zu viel Natur in Rumänien“. (zit. in Dungaciu 2004, 12)

Viertes Motiv: Verklärte Armut

Die Frage, ob die teils vormodernen Lebensumstände, die dem Urlauber Anlass zur Faszination über eine Art verlorenes Paradies geben, den Einheimischen eben so idyllisch erscheinen, bleibt zumindest in den weniger anspruchsvollen Reiseführern völlig ausgeblendet. Der geringere technische Standard wird sogar als glückliches Gegenmodell zur 'Konsumgesellschaft' verklärt. Etwa in der Fortsetzung der oben schon zitierten Heimfahrts-Sequenz, in der der Autor das Ost-West-Gefälle des Lebensstandards süffisant interpretiert: „Zurück nach Mitteleuropa. Zurück in die sogenannte Zivilisation. Zu Laptop und 52 TV-Programmen, zurück in ein Land, das fremde Bären in Alpen-Nationalparks ansiedelt, aber für fremde Menschen am liebsten die Grenze dichtmachen würde. Zurück zu den niedrigen Reizschwellen, zurück ins Land der Dichter und Denker. [...] Zurück zu den Hamburgern mit Pommes und Ketchup.“ (Marco Polo 1998, 9) Der Autor markiert Rumänien als Ort der Abwesenheit 'dekadenter' Produkte und spielt konkurrierende Glücksbegriffe gegeneinander aus: Fast Food gegen Langsamkeit, Technologie gegen Handarbeit, sogenannte Zivilisation gegen Ursprünglichkeit.

Wenn Kleidung, Schuhe, Geschirrspülmaschinen und Verkehrsmittel jenseits der Pferdekutsche für viele Bewohner

der strukturschwachen Regionen offenbar unerschwinglich sind – wie die erwähnte Maramureş-Passage verdeutlicht, falls sie ernstzunehmen ist –, dann ist die Faszination eine zynische. Denn die idyllische Bewertung der Lage erfolgt über die Köpfe der Beschriebenen hinweg.

In der Begeisterung über das viel beschworene osteuropäische „Improvisationstalent“, mit dem etwa aus Autoreifen Schuhe gebastelt werden, übersieht man leicht, dass es sich dabei vor allem um ein Krisenphänomen und eine Überlebentechnik handelt. Pikanter Weise ist zudem die Recycling-Handarbeit eben keineswegs „noch“ verbreitet. Vielmehr hat sich ihr Stellenwert notgedrungen **wieder** erhöht, als das Land in den 1990er Jahren unter einer gründlichen De-Industrialisierung litt. Offenbar bietet Rumänien dank genau dieser Tragik einen Hintergrund, vor dem eine Kulturkritik am 'Westen' besonders gut funktioniert.

Populäre Projektionen

Bei den angeführten Mustern und den exemplarischen Formulierungen handelt es sich um weit mehr als individuelle Wahrnehmungen. Erstens sprechen sie als publizierte Spitze des Eisbergs das aus, was als öffentliches Bild über Rumänien zirkuliert. Immerhin ist Marco Polo Deutschlands meistverkaufte Reiseführerreihe. Zweitens sind die Attribute auch historisch wenig originell, sondern Ausdruck einer verkürzten Zivilisationskritik, die sich seit dem 19. Jahrhundert bis heute hartnäckig hält. Dass die Verklärung von Armut und eine Kulturkritik am westlichen Konsum sich schon früher am rumänischen Beispiel hocharbeiten konnten, mag ein Lexikoneintrag über die Walachei verdeutlichen, der im Jahre 1852 mitteilte: „Prüft man Alles genau, so führt dies Volk im Ganzen eine glückliche Lebensweise. Unbekannt mit den Bedürfnissen, welche sich

bei steigender Civilisation mehren, haben sie Alles, was sie bedürfen, und man findet eigentliche Bedürftigkeit weniger bei ihnen als in den mehr civilisierten Ländern, obgleich es das äußere Ansehen hat, als wäre die drückendste Noth hier überall zu Hause.“ (Artikel „Walachei“, Meyersches Lexikon 1852, zit. in Heitmann 1985, 144)

Damals wie heute handelt es sich um die Luxusperspektive von westlichen Reisenden, die in ihrem eigenen Wohlstandsüberdruß alternative Glücksbegriffe auf die rumänische Bevölkerung und vor allem die Schicht der Kleinbauern projizieren. Die Begeisterung für Subsistenzwirtschaft und andere vorkapitalistische Zustände entsteht dabei nicht zufällig aus einer privilegierten Finanzsituation heraus. Über die tatsächliche Attraktivität unterschiedlicher Rahmenbedingungen fand in den letzten 15 Jahren eine eindeutige Abstimmung mit den Füßen statt, die man in jeder Migrationsstatistik nachlesen kann.

Um Missverständnisse zu vermeiden: Der Genuss ästhetischer Landschaften oder die Freude über eine gesichtete Pferdekutsche stehen hier nicht zur Debatte. Schwer vertretbar sind hingegen die Verklärung von mühsamer Low-Tech-Handarbeit zum Inbegriff romantischen Glücks, die Überformung ganz Rumäniens mit Hirten- und Bauern-Mythen und die Verwechslung von notwendigen Überlebenstechniken mit seelischer Naturverbundenheit. In diesem Sinne ist auch das überstrapazierte Symbol des Pferdekarrens nur dann angreifbar, wenn es eine Karriere zur verkörperten Konsumkritik vollzieht.

Als unfreiwillige Träger westlicher Projektionen erhalten die Rumänen entsprechende Eigenschaften zugeschrieben. Zwar treffen immer weniger Autoren Pauschal-Aussagen über einen vermeintlichen National- oder Regional-Charakter. Zu Recht, denn die

meisten Versuche dieser Art sind methodisch falsch und wirken unangemessen angesichts der inneren Heterogenität der jeweiligen Räume und ihrer Bewohner. Dennoch schwingt bisweilen eine Portion Pathos mit, wenn etwa von den „herzlichen, offenen Menschen“ die Rede ist (MarcoPolo 2005, 9). Spiegelbildlich zur Idealisierung der edlen Einheimischen finden sich alle Westeuropäer in der Schublade der Herzlosigkeit wieder: „Die Gastfreundschaft der Rumänen, vor allem in entlegenen Gebieten, ist einfach beeindruckend und wirkt bei unserer mitteleuropäischen Kälte oft sogar peinlich.“ (Reisehandbuch Rumänien 1997, 12) Unübersehbar ist die Analogie zum unsäglichen Klischee der 'russischen Seele'.

Rumänische Selbst-Folklorisierung

Nun wäre es jedoch ein Kurzschluss, die Stereotypen als ein rein westliches Produkt und die rumänische Bevölkerung als ihr bloßes Objekt zu verstehen. Die einheimischen Tourismusstrategen selbst helfen kräftig mit, das Klischee der Bäuerlichkeit in eine kommerzielle Ressource umzuwandeln. Als Beispiel mag ein Text dienen, der von der rumänischen Projektmanagerin eines GTZ-Tourismus-Programms publiziert wurde. „Die lebendigen Bräuche und die Traditionen wirken nicht nur echt, sie sind es tatsächlich. Volksfeste auf den Dörfern bewerten die Touristen als sehenswert. Auch das bunte, allgemeine Dorfleben kann beeindruckend sein. Etwa Menschen, die im Alltag noch Trachten tragen, Bauern, die mit einem Pferdegespann pflügen, oder Frauen und Kinder, die frisch gesammelte Pilze und Walderdbeeren am Rande der Karpatenstraßen zum Kauf anbieten.“ (Chasovschi 2004, 52) Explizite Rückständigkeitsattribute – Urwüchsigkeit, ein Leben wie früher – werden hier zum Vorteil bei der Erschließung des Touristikmarkts. Der Artikel ist bebildert mit einem glücklich lächelnden, ‚authentischen‘ Bauern mit einer

hölzernen Heugabel auf der Schulter.

Bilderwelten dieser Art hatten kurz nach 1989 sogar als neue nationale Identitätskonzepte Hochkonjunktur. Unter den Rahmenbedingungen der katastrophalen Deindustrialisierung bot sich der ländliche Raum wieder als zentraler Bezugspunkt an, wenn auch mit einem unüberhörbar resignierten Tonfall: „Unser heutiges soziales Gefüge ist doch nichts anderes als ein riesiges Dorf.“ (Pavel 1991, 2; eig. Übers.); oder: „Wir sind Bauern, weil wir sonst nichts sind. Als Funktionäre funktionieren wir schlecht, als Technokraten flüchten wir uns in leere Worte [...] Wir sind Bauern, weil wir alle die Enkel von Bauern sind.“ (Nicolău 1991; eig. Übers.)

In der rumänischen Kulturgeschichte finden sich für diese Denkfigur genügend Anknüpfungspunkte, etwa die „Lobrede dem rumänischen Dorf“ des bis heute viel zitierten Dichters und Philosophen Lucian Blaga (1895-1961). Darin versieht er das rumänische Dorf mit den Attributen der Reinheit, der Ewigkeit und der materiellen Anspruchslosigkeit. Es lasse sich vom großen Lauf der „Geschichte“ nicht beeindruckt und sei „atemporal“. Die „Metaphysik des Dorfes“ sei „beherbergt in der Tiefe der Herzen, die unter den Strohdächern schlagen, und gespiegelt in Gesichtern, die vom Schicksal geschlagen sind, aber mit den Augen am Himmel hängend.“ (Blaga 1990, eig. Übers.) Manche von Blagas Nachfahren erkennen, wie gezeigt, den kommerziellen Wert solcher Mythen für den Touristikmarkt und verpacken sie in moderatere Formulierungen. Aber was für diesen nützlich ist, kann in anderen Bereichen negative Effekte haben.

„Interkulturelle“ Effekte

Nun könnte man einwenden: Gönnen wir doch den Touristen ihren Mythos der rumänischen Andersartigkeit. Die bäuerliche Symbolik macht

das Land charmant und ermöglicht einen positiven Bezug.

Und tatsächlich hat jeder Stereotyp zwei Seiten. Die rumänische Rückständigkeit wirkt einerseits bedrohlich-chaotisch und gleichzeitig faszinierend-abenteuerlich. So greifen Rumänophilie und Rumänophobie auf die gleichen Attribute zurück und werten sie lediglich unterschiedlich. Müßiggang und ein vormodernes Zeitempfinden etwa sind im Urlaubskontext positiv besetzt. Sobald es wieder um handfeste wirtschaftliche Maßstäbe wie Produktivität und Leistungsbereitschaft geht, taugen die selben Zuschreibungen, die in der Ferienzeit noch positiv erscheinen, im Alltag wiederum als Vorurteil, etwa gegenüber rumänischen Bewerbern auf dem deutschen Arbeitsmarkt.

Auch in Deutschland-Reiseführern ist selbstverständlich eine Überrepräsentation von Dirndl-Folklore zu beobachten, die mit dem Alltagsleben wenig zu tun hat. Da Deutschland jedoch im Image-Ranking ohnehin weit oben steht und seine Wirtschaftskraft unbestritten ist, fällt es hier leicht, schmunzelnd über verzerrende Retro-Etiketten hinwegzusehen. Im Falle Rumäniens jedoch wird daraus ein handfestes politisches Handicap, wenn etwa in der Frankfurter Rundschau in einem skeptischen Artikel über den EU-Beitritt das lakonische Statement zu lesen ist, „Rumänien ist ein Bauernland“ (Ernst 2004). Solange Rumänien im öffentlichen Bild als Inbegriff für Rückständigkeit dienen muss, schließt sich nicht zufällig der Kreis hinsichtlich der dicht gemachten Grenzen (s. oben).

Der enorme Aufschwung der letzten Jahre in Rumänien verändert das Gesicht des Landes zutiefst und bietet eine Chance zu einer anderen Außenwahrnehmung. In diesem Sinne soll abschließend nochmals Constantin Noica mit einem tiefen Seufzer zu Wort kommen: „Genau das ist es, was uns heutzutage so

unzufrieden macht: die Tatsache nämlich, dass wir immer nur ein paar Dorfbewohner waren und immer noch sind. Wir wollen nicht mehr die ewigen Dorfbewohner der Geschichte sein.“ (zit. in Mihailescu 1990; eig. Übers.) Ob die nächsten Auflagen der Reiseführer diesem Wunsch nachkommen, bleibt eine offene Frage.

Literatur

Blaga, Lucian: “Éloge du village roumain” [Übersetzung der “Elogiu satului românesc”, 1936], in: Rusu, Valerie (Hrsg.), Éloge du village roumain et autres textes. Marseille 1990. S. 15–29.

Brunnbauer, Ulf: „Europa“ und der „Balkan“: Fremd- und Selbstzuschreibungen. Vorlesungsmanuskript, Berlin 2004, <http://userpage.fu-berlin.de/~ulf/Europa%20und%20der%20Balkan.pdf>

Chasovschi, Carmen: „Kleine Preise, großartige Menschen und ein ursprüngliches Leben“, in: Ost-West-Contact. Das Wirtschaftsmagazin für Ost-West-Kooperation. Heft 04 / 2004, Rumänien-Special. S. 52–53.

Dungaciu, Dan: “Un barometru al tranziției”, in: Zeitschrift Cultura, Heft 5/2004, April 2004, S. 11–12.

Enzensberger, Hans Magnus: „Eine Theorie des Tourismus“ [1958], in: Ders., Einzelheiten I. Bewußtseins-Industrie. Frankfurt a.M. 1971. S. 179-205.

Ernst, Andreas: „Das Dorf als ‚Krisen-Puffer‘: Rumänien will in zwei Jahren in die EU, aber noch lebt knapp die Hälfte der Bevölkerung auf dem Land – zumeist als Selbstversorger“, in: Frankfurter Rundschau, 15. Dezember 2004, S. 3.

Heitmman, Klaus: Das Rumänenbild im deutschen Sprachraum 1775–1918: Eine imagologische Studie. Köln/ Wien 1985.

Marco Polo Rumänien, 3. Auflage, Ostfildern 1998.

Marco Polo Rumänien, 7. Auflage, Ostfildern 2005.

Mihailescu, Vintila 1990: “Țăranul e pe câmp”, in: Revista 22, 1. Jahrgang, Nr. 35, 14. Sept. 1990, S. 7.

Müller, Ronny: Reisehandbuch Rumänien, Kronshagen 1997.

Nicolău, Irina: “Măsura țaraniei noastre”, in: Revista 22, 2. Jahrgang, Nr. 28, Juli 1991, S. 5.

Pavel, Dan 1991: „Viața rurală“, in: Revista 22, 2. Jahrgang, Nr. 28, Juli 1991, S. 1–2.

Vogel, Christopher: „Das Un-Behagen in den Kulturen. Multikulturelle Gesellschaft auf Reisen“, in: Backes, Martina et al. (Hg.): Im Handgepäck Rassismus. Beiträge zu Tourismus und Kultur. Freiburg 2002, S. 85–96.

Thilo Beyer ist Doktorand bei Prof. Wilfried Heller (Uni Potsdam) und Teilzeit-Mitarbeiter des Kompetenz-Zentrums Südost-Europa (IHK Ulm).

Rumänien, die Securitate und das DDR-Ministerium für Staatssicherheit

von Georg Herbstritt

1. „Bruderorgane“: Die Zusammenarbeit zwischen Stasi und Securitate bis 1973

Im März 1971 reiste der stellvertretende Securitate-Chef und Leiter der rumänischen Auslandsspionage, Nicolae Doicaru, nach Ost-Berlin. Er wollte sich dort mit der Führung des DDR-Geheimdienstes, dem „Ministerium für Staatssicherheit“ (MfS, „Stasi“) treffen und Vorschläge unterbreiten, wie die Zusammenarbeit zwischen beiden Geheimdiensten intensiviert werden könnte. Doicaru war allerdings, entgegen der üblichen Gepflogenheiten, unangemeldet in Ost-Berlin eingetroffen. Trotzdem empfing ihn sein Kollege Markus Wolf, der langjährige Leiter der MfS-Auslandsspionage und Stellvertreter des MfS-Chefs Erich Mielke, am 18. März zu einem dreistündigen Gespräch.

Doicaru legte Wolf eine ganze Reihe an Themen und ausgearbeiteten Papieren vor. Darunter befand sich ein bereits fertiger Entwurf eines Protokolls, mit dem die Zusammenarbeit zwischen Securitate und MfS formell vereinbart werden sollte. Der Inhalt des Protokolls lässt erkennen, auf welchen Gebieten die Interessen der Securitate lagen. Es sollten sowohl allgemeine politische, wirtschaftliche und militärische Informationen ausgetauscht werden, die beide Geheimdienste im Westen sammelten, als auch Hinweise auf die Tätigkeit und konkrete Aktionen westlicher Geheimdienste, Kirchen, Rundfunksender oder Emigrantenorganisationen gegen Rumänien und die DDR. Auch gemeinsame operative Aktionen gegen westliche Geheimdienste waren vorgesehen. Bürger des jeweils anderen Landes, die in den Westen flüchten wollten, sollten festgenommen und ihrem jeweiligen Land überstellt werden. Ferner sah das Protokoll vor,

sich über operative Technik und geheimdienstliche Arbeitsmethoden auszutauschen. Markus Wolf fühlte sich jedoch von Doicarus unerwartetem Besuch überrumpelt und von dessen gesamten, fordernden Auftreten abgestoßen. So blieb das gesamte Gespräch von persönlichen Dissonanzen und inhaltlichen Missverständnissen geprägt. Und das Zusammenarbeits-Protokoll wurde nie unterzeichnet. Das hatte aber weniger mit Doicarus misslungenem Überraschungsbesuch zu tun, sondern wohl eher mit einer Weisung aus Moskau an das MfS, die Securitate aus der Kooperation der osteuropäischen Geheimdienste herauszuhalten.

Die Reise Doicarus nach Ost-Berlin im März 1971 markierte einen Wendepunkt in den Beziehungen zwischen Securitate und MfS. In den fünfziger Jahren arbeiteten beide Geheimdienste als „Bruderorgane“ intensiv zusammen. Die Securitate hatte damals in der rumänischen Botschaft in Ost-Berlin eine Spionageresidentur eingerichtet, und zwar mit dem Wissen und dem Einverständnis des MfS. Beim MfS bezeichnete man solche Spionageresidenturen befreundeter Geheimdienste auch als „Operativgruppen“. Leiter der Securitate-Operativgruppe in Ost-Berlin war bis 1957 Aurel Moiş, ihm folgte Eugen Sabău nach. Beide traten offiziell als Botschaftsräte auf.

Die rumänische Operativgruppe in Ost-Berlin fungierte als Verbindungsstelle zwischen Securitate und MfS. Beispielsweise wurden über die Operativgruppe Anfragen und Informationen ausgetauscht. Die rumänische Operativgruppe konnte auch selbstständig Beobachtungen und Ermittlungen durchführen. Eine wichtige Zielgruppe waren die rumänischen Emigranten, die in der Bundesrepublik Deutschland und West-Berlin lebten. Vom MfS erhielt die Operativgruppe technische Unterstützung: Auf Wunsch der „rumänischen Freunde“ kontrollierte das MfS die Briefpost von bestimmten Personen oder analysierte in seinen Labors beispielsweise Schriftproben oder geheimnisvolle Tinten.

Welche Grenzen der rumänischen Operativgruppe gesetzt waren, zeigte sich 1958, als sie den Exil-Rumänen Oliviú Beldeanu in Ost-Berlin festnehmen wollte. Beldeanu war 1955 an einem bewaffneten Überfall auf die rumänische Botschaft in Bern beteiligt gewesen, bei dem ein Botschaftsmitarbeiter erschossen wurde. Er wurde dafür in der Schweiz zu einer Haftstrafe verurteilt. Nach seiner Entlassung war es der Securitate gelungen, ihn nach Ost-Berlin zu locken. Dort sollte er von Securitate-Mitarbeitern festgenommen werden. Am Morgen des 31. August 1958 informierte Eugen Sabău das MfS über die für den gleichen Tag geplante Festnahme Beldeanus und bat um Unterstützung. Das MfS bestand jedoch darauf, dass in Ost-Berlin nur DDR-Behörden Personen festnehmen dürften. Die rumänische Operativgruppe habe dazu „keine Berechtigung“. MfS-Chef Erich Mielke ordnete deshalb an, dass MfS-Mitarbeiter die Verhaftung vornehmen sollten. Als Beldeanu sich wie vorgesehen am Abend des 31. August 1958 verleiten ließ, über die offene innerstädtische Grenze nach Ost-Berlin zu gehen, nahmen ihn MfS-Mitarbeiter nach einem kurzen Schusswechsel fest. Zwei Tage später wurde er der Securitate übergeben und nach Rumänien ausgeflogen. Dort verurteilte ihn ein Gericht im November 1959 zum Tode. Im Februar 1960 wurde er hingerichtet.

Beldeanu war nicht der einzige Rumäne, den das MfS in Zusammenarbeit mit der Securitate kidnappte. Am 27. März 1953 hatte das MfS in Ost-Berlin den rumänischen Historiker und Sprachlehrer Theodor Bucur verhaftet, der in West-Berlin wohnte, aber an der Universität im Ostteil der Stadt arbeitete. Das MfS hielt ihn eine Woche lang in einem Ost-Berliner Gefängnis fest. Dann übergab es ihn der Securitate, die ihn in Bukarest weitere drei Jahre einsperrte, ohne ihm jemals den Grund dafür zu nennen. Bucur durfte nicht mehr zu seiner Frau nach Berlin zurückkehren. Bucurs unpolitischer und bescheidener Lebenswandel bietet keinerlei Erklärung dafür, warum die Securitate ihn verschleppte. Bekannt sind noch zwei weitere Entführungen, die die Securitate-Operativgruppe in

Ost-Berlin jedoch ohne Unterstützung des MfS durchführte. 1951 lockte sie die Exil-Rumänin Constanța Magoș von Paris nach Ost-Berlin und 1956 den Orientalisten Aurel Decei von Istanbul ebenfalls nach Ost-Berlin, um sie dort zu verhaften und nach Rumänien zu verschleppen. Magoș blieb acht Jahre in Haft und wurde dazu erpresst, über das rumänische Exil in Paris Auskunft zu geben. Decei hatte in der türkischen Presse Artikel gegen das kommunistische Regime in Bukarest geschrieben und wurde nach seiner Entführung zum Tode verurteilt. Er reichte ein Gnadengesuch ein, woraufhin die Strafe in lebenslängliche Zwangsarbeit umgewandelt und zu Beginn der sechziger Jahre schließlich aufgehoben wurde.

Im Laufe der sechziger Jahre begann sich das Verhältnis zwischen Securitate und MfS zu verändern. 1962 verbrachten Erich Mielke, Markus Wolf und andere führende MfS-Mitarbeiter noch einen dreiwöchigen Arbeitsurlaub als Gäste der Securitate in Rumänien. 1963 vereinbarte man, auf dem Gebiet der „operativen Technik“ intensiver zusammenzuarbeiten. Doch als die operativ-technische Abteilung des MfS 1969 eine Bilanz zog, musste sie feststellen, dass beide Seiten ihre Zusagen über technischen Austausch und die Lieferung von Geräten nicht eingehalten hatten. Die Zusammenarbeit sei einfach eingeschlafen, hieß es in der Bilanz. Ähnlich verhielt es sich mit den Informationslieferungen. Beide Geheimdienste tauschten Erkenntnisse aus, die sie aus ihrer weltweiten Spionagetätigkeit gewonnen hatten. Doch 1968 stellte das MfS seine Informationslieferungen an die Securitate ein, während die Securitate immerhin zuletzt noch Anfang 1973 eine Information an das MfS weitergab.

Die letzten Arbeitskontakte zwischen Securitate und MfS lassen sich derzeit auf September 1973 datieren. Damals führten beide Geheimdienste eine Aktion gegen westdeutsche Fluchthelfer durch, die DDR-Bürger über Rumänien in die Bundesrepublik aus schleusten. Eine technische Form der Zusammenarbeit gab es zwischen 1973 und 1989 noch auf einem Spezialgebiet: Die Geheimdienste beider Länder waren dafür zu-

ständig, die geheime Regierungsfernsehverbindung zwischen Bukarest und Ost-Berlin zu betreiben und standen deshalb in dieser Angelegenheit bis 1989 in gegenseitigem Kontakt. Nachweise über andere fort-dauernde Arbeitsbeziehungen sind bislang nicht aufgefunden worden. Stattdessen wird in vielen MfS-Dokumenten aus den siebziger und achtziger Jahren ausdrücklich darauf hingewiesen, dass zur Securitate momentan keine Beziehungen existieren. Das schließt nicht aus, dass beide Geheimdienste in konkreten Einzelfällen den Kontakt zueinander suchten.

Auf den ersten Blick erscheint diese Entwicklung nicht überraschend, weil sie mit dem politischen Sonderweg Rumäniens korrespondiert. Anfang 1969 hatte das MfS eine Analyse „über die Lage in Rumänien und den imperialistischen Einfluss in diesem Land“ erstellt. Darin hieß es, die Rumänische Kommunistische Partei verfolge eine „rechtsopportunistische nationalistische Linie“, habe sich innerhalb der „kommunistischen Weltbewegung“ isoliert und nehme eine „destruktive Haltung“ innerhalb des Warschauer Pakts und des RGW (Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe) ein. Auf den zweiten Blick erscheint es jedoch keineswegs zwangsläufig, dass die Zusammenarbeit zwischen der Securitate und den anderen kommunistischen Geheimdiensten aufgrund allgemeiner politischer Differenzen weitestgehend beendet wurde. Denn spätestens schon seit 1964 befand sich Rumänien in einer politischen Sonderrolle und Außenseiterposition, doch erst 1973 endeten die Arbeitsbeziehungen zwischen Securitate und MfS. Und der rumänische Militärgeheimdienst kooperierte mit den militärischen Nachrichtendiensten der kommunistischen Länder sogar bis 1989.

In den MfS-Akten gibt es einige Dokumente, die belegen, dass sich die Securitate zumindest seit 1965 von den anderen Geheimdiensten zurückzog, sich also selbst isolierte - beziehungsweise sich aus der Bevormundung durch den sowjetischen Geheimdienst KGB löste, wie es Securitate-Offiziere heute erklären. Der Doicaru-Besuch in Ost-Berlin 1971 verweist darauf, dass die Securitate

jedoch versuchte, anstelle der multilateralen Kooperation bilaterale Beziehungen aufzubauen, worauf die anderen Ostblock-Geheimdienste jedoch nicht eingingen. Das bedeutet, ab einem gewissen Zeitpunkt wurde die Securitate auch aktiv aus der internationalen Geheimdienst-Kooperation des Ostblocks ausgeschlossen. Die Securitate hatte sich bereits unmittelbar nach dem Einmarsch des Warschauer Pakts in die Tschechoslowakei im August 1968 auf diese Situation vorbereitet und eine Abteilung eingerichtet, die ausschließlich Spionage und Spionageabwehr gegen die übrigen kommunistischen Geheimdienste betrieb. Von dieser Entwicklung hatte das MfS jedoch schon wenige Wochen später, zumindest in einer allgemeinen Form, erfahren.

2. Ein feindliches Bruderland: Das MfS und Rumänien seit 1968

Aus der Perspektive des MfS mutierte Rumänien zwischen 1968 und 1973 ganz offensichtlich vom Verbündeten zu einem tendenziell feindlichen Bruderland. Es richtete deshalb in diesem Zeitraum in der DDR-Botschaft in Bukarest ohne Wissen der Securitate eine so genannte legal abgedeckte Residentur ein. Eine legal abgedeckte Residentur ist ein Spionagestützpunkt, der unter der Legende einer offiziellen Niederlassung, zumeist einer Botschaft oder einer Handelsvertretung, arbeitet. Das Geheimdienstpersonal wird in die Repräsentanz eingebaut und hat nach außen hin offizielle Funktionen. Diese Methode ist auch heute noch weltweit üblich. Im Fall Rumäniens bestand die Besonderheit darin, dass Rumänien das einzige Land innerhalb des sowjetischen Machtbereichs war, in dem das MfS eine ausdrücklich als solche bezeichnete, legal abgedeckte Residentur eingerichtet hatte, um aktiv Spionage zu betreiben.

Das MfS entfaltete allerdings keine allzu intensive Spionagetätigkeit in Rumänien. Die MfS-Mitarbeiter in der DDR-Botschaft in Bukarest schöpften bei verschiedenen Gelegenheiten rumänische Funktionsträger ab, von denen einige wenige vom MfS sogar als

„Kontaktpersonen“ eingestuft wurden. Aber das MfS baute in Rumänien kein eigenes Agentennetz auf. Viele Informationen über Rumänien erhielt das MfS von DDR-Bürgern, die es als inoffizielle Mitarbeiter (IM) angeworben hatte, und die berufliche oder private Beziehungen nach Rumänien hatten.

Welche Informationen waren für die DDR-Staatssicherheit von besonderem Interesse? In den siebziger Jahren wollte das MfS vor allem herausfinden, inwieweit Rumänien außenpolitisch in das westliche Lager abdriftete. Innenpolitisch beobachtete man mit Sorge, dass Rumänien von der gemeinsamen marxistisch-leninistischen Ideologie abwich. Manche MfS-Berichte sprechen davon, dass es im Rumänien der siebziger und frühen achtziger Jahren einige ideologische Freiräume und Freiheiten gab, die für das MfS in der DDR völlig inakzeptabel waren. Innerhalb der deutschen Minderheit fielen dem MfS siebenbürgische Germanisten ebenso negativ auf wie ein Temeswarer Literaturkreis, dem etliche Mitglieder der früheren „Aktionsgruppe Banat“ angehörten. Die Staatssicherheit beobachtete außerdem die DDR-Bürger, die in Rumänien ihren Urlaub verbrachten. Man wollte wissen, ob sich DDR-Bürger in Rumänien mit ihren Verwandten und Freunden aus Westdeutschland trafen, und man wollte verhindern, dass DDR-Bürger über Rumänien in den Westen flüchteten. Aus diesem Grund beschaffte man sich auch Informationen über das rumänische System der Grenzsicherung, insbesondere im Banat an der Grenze zu Jugoslawien.

Da Rumänien als ein unsicheres Land galt, überwachte das MfS auch die Rumänen in der DDR sowie die rumänische Botschaft in Ost-Berlin und andere rumänische Niederlassungen. Die Mitarbeiter dieser Einrichtungen nutzten häufig die Möglichkeit, in West-Berlin westliche Waren einzukaufen und sie nach Rumänien zu schaffen. Einige handelten damit auch in der DDR und verstießen dadurch gegen die Zollgesetze der DDR. In einem Fall versuchte das MfS, den Mitarbeiter einer rumänischen Institution in Ost-Berlin aus diesem Grund zu erpressen

und als inoffiziellen Mitarbeiter anzuwerben. Doch als die Vorbereitungen für eine Anwerbung endlich abgeschlossen waren, kamen die Umwälzungen des Herbstes 1989, und der Plan konnte nicht mehr ausgeführt werden. Im Visier des MfS befanden sich auch Treffpunkte ausgewanderter rumänischer Staatsbürger in West-Berlin.

Als in den späten siebziger und frühen achtziger Jahren die wirtschaftliche Situation in Rumänien immer schwieriger wurde, reagierte das MfS darauf auf seine Weise: Nun interessierte es sich nicht mehr so sehr für die rumänische Außenpolitik, sondern mehr für die instabile politische Lage, die anfangs mit der Entwicklung in Polen verglichen wurde. MfS-Chef Erich Mielke griff – zeitgleich mit dem KGB - zu einer ungewöhnlichen Maßnahme und befahl am 29. März 1983 allen MfS-Dienststeinheiten, umfassend Informationen über die innere Lage Rumäniens zusammenzutragen. Er wollte erfahren, wie sich die zunehmenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten Rumäniens auf die Lage im Land auswirkten. Er erwartete von seinen inoffiziellen Mitarbeitern frühzeitige Hinweise auf eine politische oder wirtschaftliche Destabilisierung, auf daraus resultierende soziale Spannungen, auf negative Stimmungen und Unmutsäußerungen in der rumänischen Bevölkerung, auf die Entstehung oppositioneller Strömungen und Gruppen und auf drohende Unruhen. Die Staatssicherheit wollte außerdem verhindern, dass eventuelle Proteste in Rumänien sich auf andere sozialistische Länder ausbreiteten. Das MfS hatte zwar auch bisher schon Informationen über Rumänien gesammelt, doch nun begann eine intensiviertere und planmäßige Informationsbeschaffung. Das MfS installierte auch jetzt kein eigenes Agentennetz in Rumänien, sondern bezog seine Informationen wiederum in erster Linie von DDR-Bürgern. In den MfS-Archiven findet man heute zahlreiche, detaillierte Berichte über den Alltag und die Stimmung im Rumänien der achtziger Jahre, über die katastrophale wirtschaftliche Lage, über Streiks und die Proteste einzelner. Aus Sicht des MfS war es aber beruhigend zu erfahren, dass sich in Rumänien keine Oppositionsgruppen etablierten, wie das bei-

spielsweise in Polen, in der Tschechoslowakei oder in der DDR der Fall war.

In den MfS-Akten ist auch der Arbeiteraufstand von Kronstadt (Braşov) vom 15. November 1987 gut dokumentiert. Dieses Ereignis wirkte mit einiger Verzögerung sogar auf die DDR zurück: Zum ersten Jahrestag am 15. November 1988 fand ein europaweiter „Aktionstag Rumänien“ statt. Er hatte das Ziel, auf die verheerenden Zustände in Rumänien aufmerksam zu machen und das Ceauşescu-Regime international zu ächten. An dieser Aktion beteiligten sich auch zahlreiche DDR-Oppositionelle. Sie schrieben Briefe an ihre eigene Regierung und kritisierten die Ceauşescu-freundliche Haltung der offiziellen DDR. Andere verteilten Protestflugblätter oder malten Anti-Ceauşescu-Parolen an Häuserwände. Aus der Sicht des MfS waren diese Proteste besonders brisant, weil sie zeitlich mit dem Staatsbesuch Nicolae Ceauşescus in der DDR am 17. und 18. November 1988 zusammenfielen. Aus Sicherheitsgründen wurden an diesen beiden Tagen einige DDR-Dissidenten unter Hausarrest gestellt. Der Aufstand von Kronstadt hatte somit nicht nur eine Solidaritätsaktion zugunsten der Menschen in Rumänien ausgelöst, sondern er bot zugleich DDR-Bürgern einen Anlass, gegen ihre eigene Regierung zu protestieren und auch für sich selbst demokratische Grundrechte einzufordern.

3. Schluss

Als die Ceauşescu-Diktatur schließlich im Dezember 1989 in einer blutigen Revolution gestürzt wurde, verbreiteten sich Berichte über viele tausend Tote in den europäischen Medien und schockierten die Öffentlichkeit. Vor allem die Securitate wurde für die gemeldeten Massaker verantwortlich gemacht.

In der DDR kam es wie in anderen Ländern zu Sympathiekundgebungen für die Aufständischen in Rumänien. In dieser Situation sah sich das MfS veranlasst, am 23. Dezember 1989 eine Pressemitteilung herauszugeben. Das MfS erklärte darin, es distanzieren sich „auf das entschiedenste von den Verbrechen der gegen das rumänische Volk vorgehenden Einheiten des dortigen Geheimdienstes“ und es versichere „dem rumänischen Volk und den auf seiner Seite kämpfenden bewaffneten Kräften seine volle Solidarität“, um dann festzustellen, das MfS habe mit dem rumänischen Geheimdienst Securitate „niemals zusammengearbeitet“.

Die Solidarität des MfS mit den Aufständischen in Rumänien war selbstverständlich geheuchelt, denn in der DDR gehörte das MfS nicht zu den Unterstützern der Demokratiebewegung und der friedlichen Revolution. Auch die Aussage, niemals mit der Securitate zusammen gearbeitet zu haben, war falsch, obwohl die Securitate innerhalb der osteuropäischen Geheimdienste ab einer bestimmten Zeit eine Sonderrolle eingenommen hatte.

Das MfS hatte in dieser Pressemitteilung ganz einfach gelogen. Dieses Beispiel zeigt, wie wichtig es ist, die Akten der kommunistischen Geheimpolizeien zu öffnen. Denn nur so ist es möglich, die Behauptungen von Geheimdienstmitarbeitern zu überprüfen, ihr Wissensmonopol zu brechen sowie der Mythen- und Legendenbildung entgegenzuwirken.

Georg Herbstritt arbeitet als Historiker in der Behörde der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR in Berlin. Für 2007 plant er eine größere Veröffentlichung zu dem hier vorgestellten Thema. (georg.herbstritt@bstu.bund.de)

Eröffnung der Ausstellung „Mehr wie zum Leben braucht man nicht“

durch Dr. Gerhard Köpernik, Präsident der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, 3. Juli 2006



Fotos: Lückert

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freunde Rumäniens und Siebenbürgens,
ich möchte Sie zu dieser Fotoausstellung herzlich begrüßen.

Auf dem Weg hierher haben mich junge, hübsche Models angelächelt – natürlich von Plakatwänden und von Reklamewänden an Bushaltestellen.

In dieser Fotoausstellung sehen wir sozusagen ein Kontrastprogramm: Frauen, die nicht mehr jung sind. Aber das Lächeln scheinen sie – zumindest einige von ihnen – nicht verlernt zu haben. Nehmen Sie sich Zeit, diese Gesichter zu studieren, die von harter Arbeit und auch von schlimmen Erlebnissen erzählen. Sind sie nicht interessanter als die Gesichter der Models, die wir aus der Werbung kennen?

Die Ausstellung trägt den Titel „Mehr wie zum Leben braucht man nicht“. Wer das sagt, braucht keine bunte Konsum- und Werbewelt. Das wird auch ein Grund gewesen sein, warum die Frauen aus verschiedenen Gegenden Siebenbürgens, die Sie in dieser Ausstellung sehen, in Rumänien geblieben sind. Ein anderer Grund: Sie sind mit ihrer Heimat verwachsen, sie fühlen sich an die Umgebung gebunden, in der sie aufgewachsen sind. In der Einladung werden die Fotos als „Dokumente einer »untergehenden Kultur«“ bezeichnet. Ich glaube, es sind darüber hinaus Dokumente einer zu Ende gehenden Epoche, in der man von Mobilität und Globalisierung nicht viel wusste.

Auch wenn die Fotos den Betrachter nachdenklich stimmen, möchte ich nicht zu sehr ins Philosophieren geraten. Ich möchte Herrn Lückert für diese Ausstellung danken, die uns ein Stück Lebenswirklichkeit aus Rumänien vermittelt. Anders als ich dachte, hat Herr Lückert keinen verwandtschaftlichen Bezug zu Siebenbürgen. Er ist in Frankfurt am Main geboren und lebt seit 1981 in Berlin, wo er im Hauptfach Ethnologie studiert hat. 1988 hat ein Ostberliner ihn gefragt, ob er mit ihm in Urlaub fahren wolle, und dann ist man nach Siebenbürgen gefahren. Dort sind die beiden mit Rucksack gewandert, zu Fuß und mit dem Bus von Ort zu Ort. In Siebenbürgen ist es einfach, sich in Land und Leute zu verlieben. Herrn Lückert hat es mehrere Male zurückgezogen, und 1994/95 hat er mit einem Kamerateam das Alltagsleben in Siebenbürgen dokumentieren wollen. Herausgekommen sind Videoaufnahmen von mehr als 60 Stunden, wertvolles Archivmaterial für weitere Forschungsarbeiten. Ein Extrakt daraus sehen Sie in dieser Fotoausstellung.

Ich möchte nicht versäumen, an dieser Stelle auch den beiden Kamerateuten, Martin Stricker und Jürgen Meissl, zu danken, ohne die die Videoaufnahmen nicht entstanden wären.

Die Ausstellung hat inzwischen auch schon Interesse in Rumänien geweckt, die Universität Babesch-Bolyai möchte sie nach Klausenburg holen. Wenn sie Ihnen gefällt, sagen Sie es weiter. Ich wünsche der Ausstellung viel Erfolg und erkläre sie für eröffnet.

„Mehr wie zum Leben braucht man nicht“ Eine Ausstellung bringt Siebenbürgen nach Kreuzberg

von Marlen Martin



„Mehr wie zum Leben braucht man nicht“ lautete der Titel einer Ausstellung des Ethnologen Klaus Lückert, die im Juli dieses Jahres in der Marheineke-Markthalle, einem von fragwürdiger Modernisierung bedrohten Gebäude im Berliner Bezirk Kreuzberg, gezeigt wurde. Dort hat sich ein breites Bündnis aus Künstlern, Lokalpolitikern und Kiezinitiativen zusammengefunden, das auf kreative Weise mit Veranstaltungen, Konzerten und Ausstellungen für den Erhalt der Halle eintritt. Wer nun glaubt, eine Ausstellung solchen Titels romantisiere die in Kreuzberg reichlich vorhandene Arbeitslosigkeit in den Zeiten von Hartz IV, irrt freilich. Der Ethnologe dokumentiert mit einer Reihe von Portraitfotos und Interviewauszügen das Leben einer 1.500 Kilometer südöstlich von Berlin lebenden Bevölkerungsgruppe – der Siebenbürger Sachsen.

In den Jahren 1994/95 hatte Lückert während mehrerer Forschungsaufenthalte in Rumänien das Leben der Sachsen gründlich erkundet. Gemeinsam mit einem Kameramann und einem Tontechniker war es ihm gelungen, nicht nur aus ethnologischen Ge-

sichtspunkten einmaliges Material über diese deutschsprachige Gruppe, ihr kulturelles und soziales Leben zu sammeln. Es entstanden beeindruckende Bild- und Tondokumente, die in der Lage sind, eine im Verschwinden begriffene Welt heutigen und zukünftigen Rezipienten nahezubringen. Dem Betrachter wird ein einzigartiges Panorama der siebenbürgisch-sächsischen Kultur, ihrer Eigenwilligkeit und jener Widerstandskraft präsentiert, die es den Sachsen ermöglichte, die ideologischen und politischen Verwerfungen zweier Totalitarismen im Großen und Ganzen unbeschadet zu überstehen, die aber gleichwohl nicht in der Lage war, den Verlockungen scheinbar grenzenloser Freiheit und unendlicher Konsummöglichkeiten – wer wollte es ihnen auch verdenken - zu widerstehen. Was Nationalsozialismus, Stalinismus und Poststalinismus nicht vermochten, nämlich die Nivellierung der sächsischen Lebensweise, bewirkte die Anziehungskraft der vermeintlichen „Urheimat“. Eine Entwicklung, die bereits zu Zeiten des ausgehenden Kalten Krieges begann, nahm nach dem Fall des Eisernen Vorhangs ein rasantes





Tempo an: Die große Mehrheit der Sachsen verließ ihre Heimat.

Der Ethnologe Lückert, der derzeit seine Dissertationsschrift über den „Exodus der Siebenbürger Sachsen“ abschließt, fand in den 90er Jahren in Siebenbürgen ehemals sächsische Ortschaften (Nussbach, Rauthal, Deutsch-Weißkirch, Rode u.a.) vor, in denen er allerdings nur noch wenige - meist ältere - deutschsprachige Bewohner antraf. Zu diesen entwickelten Lückert und seine Mitarbeiter ein am ethnologischen Arbeitsprinzip der „Teilnehmenden Beobachtung“ orientiertes Verhältnis. Die Sachsen berichteten freimütig über ihre aktuelle soziale, politische und kulturelle Situation. Sie ermöglichten einen weitgehend ungefilterten Einblick in ihr Alltagsleben. Das ethnologische Erkenntnisinteresse bezog sich seinerzeit schwerpunktmäßig auch auf die Frage ihres Bleibens, nach den Gründen einer Verweigerung der doch naheliegenden Auswanderung.

Die Ausstellung in der Marheineke-Markthalle zeigte Standfotos aus dem in Siebenbürgen aufgenommenen Videomaterial und ergänzte dieses durch verschriftlichte Auszüge aus den Interviews. Die Fotos zeigten Porträts von siebenbürgisch-sächsischen Frauen, für die eine Auswanderung nicht in Frage kam, deren Bleiben fest in ihrer Lebensphilosophie verwurzelt ist,

was die Interviewauszüge eindrucksvoll dokumentieren. In der Tat: Diese Frauen „sind mit ihrer Heimat verwachsen, sie fühlen sich an die Umgebung gebunden, in der sie aufgewachsen sind“, erklärte der Präsident der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Dr. Gerhard Köpernik bei der Eröffnung der Ausstellung am 3. Juli 2006. Die gezeigten Fotos seien „Dokumente einer zu Ende gehenden Epoche, in der man von Mobilität und Globalisierung nicht viel wusste“, so Köpernik.

Dass diese Ausstellung auch einen quasi universellen Nerv getroffen hat, zeigen Eintragungen im Gästebuch. Beispielsweise schreibt eine Besucherin: „Die Fotos der prächtigen alten Frauen haben mich von trüben Gedanken befreit. Wie sie doch ihr schweres Leben meistern. Ich werde an sie denken, wenn ich mutlos werde; denn auch in einer Großstadt kann man trotz Kindern und vielen Leuten sehr einsam sein.“

Es ist geplant, diese Ausstellung in erweiterter Form und ergänzt durch Auszüge des originalen Videomaterials in der siebenbürgischen Metropole Hermannstadt (Sibiu) und anderen Städten - auch im europäischen Ausland - zu zeigen. Die Rezensentin mag diesem Ansinnen nur zustimmen: Optimismus und Lebenskraft der porträtierten Sächsinen dürften an jedem Ort der Welt ansteckend wirken.





Fotos: Lückert

Zuvor wird die Ausstellung noch einmal in Berlin zu besichtigen sein (geringfügig erweitert von 18 auf 22 Tafeln im Format 50x70 cm). Pfarrer Christian Müller wird sie am Sonntag, dem 5. November um 11.30 Uhr im Anschluss an den Gottesdienst in der St. Thomaskirche am Mariannenplatz eröffnen. Bis einschließlich 26. November 2006 wird

sie dort unter dem Titel: „In Siebenbürgen: »Mehr wie zum Leben braucht man nicht.« Eine Ethnographie in Wort und Bild“ zu sehen sein.

Wer die Ausstellung – z. B. in Kultur- und Bildungszentren – zeigen möchte, wende sich an klauslueckert@freenet.de

Veranstaltungshinweis

Am 26. Oktober 2006 um 19.30 Uhr präsentieren das Rumänische Kulturinstitut „Titu Maiorescu“ und die Deutsch-Rumänische Gesellschaft als Veranstalter:

VON DEN ROMA RUMÄNIENS

Lesung der Autorin ASTRID BARTEL

Das Mädchen von der Quelle – Siebenbürgische Geschichten um Roma und Sinti, Hora Verlag, 2005

Die Autorin wird von **GHEORGHE PASCU**, dem stellvertretenden Direktor des Rumänischen Kulturinstituts, Berlin, vorgestellt.

Astrid Bartel wurde 1945 in Hermannstadt/Sibiu geboren. Zwanzigjährig kam sie in die Bundesrepublik, seit 1975 lebt sie in Berlin. Astrid Bartel studierte Geographie und Germanistik und war als Dolmetscherin für Polizei und Gerichte tätig. Die Begegnungen mit Roma-Familien, die Reisen nach Rumänien vor 1989 und ihre Kindheitserinnerungen verarbeitet Astrid Bartel in ihrem Buch.

Musik: Das DUO ROMENCA live

Liebe und Hass, Glück und Unglück, die grenzlose Einsamkeit des Menschen – dies sind die Themen, die das Duo Romenca mit seinen Melodien besingt. Balladen wechseln fröhliche Lieder ab, die Rhythmen der serbischen Heimat von **DEJAN JOVANOVIC** (Akkordeon) jene der rumänischen von **OANA KITZU** (Gesang). Das Duo Romenca ist stets auf der Suche nach alten, mündlich überlieferten Roma- und Sinti-Liedern, die sie mit modernen, am Jazz geschulten Improvisationen bereichern.

Oana Kitzu (Gesang) wuchs in einem kleinen Dorf in Nordrumänien auf. In den 1990er Jahren zog die Sängerin nach Berlin, wo sie den Jazz für sich entdeckte und die Entscheidung traf, die Lieder der Roma zu singen. Dafür lernte sie Romanes, die Sprache der Sinti und Roma. **Dejan Jovanovic** (Akkordeon) stammt aus Obrenovac, einer kleinen Stadt in der Nähe von Belgrad. Nach Berlin zog er 1998, um sein Studium an der Hochschule für Musik „Hans Eisler“ fortzuführen. Er spielte für die „Yehudi Menuhin“-Stiftung und gewann den ersten Preis beim Internationalen Musikwettbewerb für Akkordeon in Smederovo.

“Die Ärzte trösten mich schon lange nicht mehr.”

Autismus wird von der Erwachsenenpsychiatrie in Rumänien nicht anerkannt

von *Iunia Martin* und *Ionuț Budașcu*

Mit 18 fängt das Leben an, meinen die meisten Jugendlichen, die es kaum erwarten können, endlich selbst über ihr Leben entscheiden zu dürfen. Andrei* stürzt ins Wohnzimmer, zupft seine Mutter am Ärmel und befiehlt: “Bănică!” Die Mutter folgt ihm und kommt nach wenigen Minuten allein zurück. So, jetzt ist er still. Andrei ist gerade 18 geworden. Und er versucht auf seine Art, seinen Willen durchzusetzen. Er ist aber anders als die Jugendlichen in seinem Alter. Das Erste, was einem auffällt, ist, dass er Ärmel aus Karton trägt. Autismus mit autoaggressiven Zügen, so lautet die Diagnose in seinem Fall. Als Andrei als Kind angefangen hat, sich die Schläfen wund zu schlagen, haben die Eltern versucht, ihm die Hände festzuhalten, aber das war keine Lösung auf lange Sicht. So haben sie angefangen, ihm Ärmel aus allerlei Materialien anzufertigen. “Jetzt wird es heiß draußen und wir haben wieder ein Problem. Er braucht Hemden mit langen Ärmeln, damit ihn die Leute auf der Straße wegen seiner Schutzausrüstung nicht auslachen.”

“Autismus ist ein Syndrom, also ein Komplex pathologischer Symptome, der auf Teilnahmslosigkeit und Kontaktunfähigkeit beruht. Damit verbunden sind Sprachstörungen, ein enges Interessenfeld, Stereotypien, Wahnvorstellungen, Phobien und

Aggressivität.”, meint Dr. Rodica-Augusta Urziceanu, die Andrei als ehemaligen Patienten sehr gut kennt. Dr. Urziceanu leitet das Tageszentrum für Kinder mit psychischen Beschwerden in der Bukarester Poliklinik “Dr. Dimitrie Gorgos” im Stadtteil Titan und ist seit Jahren bemüht, die Fachwelt davon zu überzeugen, Autismus als psychische Störung auch bei Patienten über 18 Jahren anzuerkennen.

Zu diesem Zweck hat sie zusammen mit anderen Psychiatern und betroffenen Eltern den Verband für Personen mit Autismus (APA) gegründet. Da das Tageszentrum nur Kinder zwischen 2 und 14 Jahren betreut, gibt es einen großen Bedarf an der Entwicklung eines Systems, das autistische Jugendliche und Erwachsene mit einbezieht. Noch gibt es in vielen Ländern in der Wissenschaft eine Trennung zwischen Kinder- und Erwachsenenpsychiatrie. Ein erwachsener Patient, bei dem als Kind Autismus diagnostiziert wurde, kann später von einem Psychiater, der seine Krankheitsgeschichte nicht kennt, als schizophren oder oligophren betrachtet werden. Das kommt daher, dass viele Merkmale aus dem Autismus-Spektrum mit dem Alter verloren gehen. Alle Bestrebungen der Kinderpsychiater und die Hoffnungen der Eltern finden ein Ende, sobald die autistischen Kinder zu Jugendlichen heranwachsen. In vielen Fällen werden diese Jugendlichen, die nicht mehr fachgemäß behandelt und betreut werden und mit denen die Familie nicht mehr zurecht kommen kann, in psychiatrische Anstalten eingeliefert und von ihren Eltern verlassen.

Andreis Eltern ist dieses Problem nicht fremd. Sie werden täglich damit konfrontiert. Andrei wacht am Morgen auf und muss sofort essen. Danach pendelt er eine Weile zwischen seinem Zimmer, der Küche und dem

Wohnzimmer. Ab und zu sagt er ein Wort, z. B. „Bănică!“ Die Mutter weiß, dass sie ihm auf sein Zimmer folgen muss, um die Kasette mit Ștefan Bănică jr. auf seinem Recorder laufen zu lassen. Ein paar Minuten lang hört man nichts mehr von ihm. Dann aber fängt er wieder an herumzugeistern, schüttet Sauerrahm auf sein Bett, gießt literweise Wasser in die Blumentöpfe. Die Mutter behält ihn ständig im Auge. Dann erscheint Andrei plötzlich an der Türschwelle mit einem Paar Hosen in der Hand. Die Mutter zieht ihn um und die beiden machen ihren täglichen zweistündigen Spaziergang.

Andrei will an jedem Kiosk immer dieselben Sachen haben. Ganz vernarrt ist er im Moment in Sauerrahm- oder Joghurtbecher von Napolact. „Weil eine Hexe darauf gezeichnet ist“, erklärt die Mutter. Später wirft die Mutter diese Becher weg, weil er sie sowieso nicht isst. Nach dem 5-km-Spaziergang ist die Mutter erschöpft, ihr Sohn aber noch lange nicht. Sie bereitet das Mittagessen vor, dann pendelt er wieder durchs Haus, bis der Vater kommt. Dann ist der Vater an der Reihe und sorgt für den abendlichen Spaziergang.

Dr. Urziceanu empfängt eine 23-jährige Mutter, die extra gekommen ist, um der Ärztin zu danken. Sie schenkt ihr ein Foto, auf dem ihr 4-jähriger Sohn abgebildet ist, der mit anderen Kindern im Park spielt. Die Mutter erzählt begeistert, die Behandlung lief so gut, dass sie ihr Kind sogar im Kindergarten angemeldet hat. „Auch mich haben die Ärzte am Anfang beruhigt und mir gesagt, mein Kind würde sogar in die Schule gehen können.“, erzählt Andreis Mutter. „Nun ist mein Kind 18, in der Schule war er nie und die Ärzte trösten mich schon lange nicht mehr.“

Die meisten Eltern wollen unbedingt, dass ihre autistischen Kinder in die Schule gehen. Dr. Urziceanu betrachtet die

Zustände in den rumänischen Schulen aber als unangemessen für die Bedürfnisse ihrer jungen Patienten. Sie sei eher darum bemüht, die Kinder zur Selbstständigkeit zu erziehen. Allein die Tatsache, dass sich schwerkranke Autisten selbst anziehen, waschen oder pflegen können, sollte als ein großer Erfolg angesehen werden. Das Tageszentrum ist, anders als die Schule, nach medizinisch fachgerechten Prinzipien aufgebaut: Es gibt Spiel-, Ess-, Therapie- und Sporträume, damit die jungen Patienten diese mit den jeweiligen Aktivitäten verbinden können. Die Räume sind gut gelüftet und verfügen über viel Tageslicht. Einerseits wird diese Art von medizinischer Betreuung als kostspielig angesehen, andererseits ist es günstiger, als die Patienten ein Leben lang in totaler Abhängigkeit zu halten.

Die Versuche, ein Tageszentrum für Jugendliche und Erwachsene zu gründen, die an Autismus leiden, scheitern am Mangel an Räumlichkeiten. Dr. Urziceanu berichtet über Angebote, die sie über den Verein für Personen mit Autismus erhalten hätte. Diese seien aber unannehmbar gewesen, weil die Räumlichkeiten entweder zu klein oder ohne Tageslicht oder zu nahe an der Straße waren. Nun ist für den Herbst eine internationale Tagung zum Thema Autismus angesagt, zu der alle Psychiater aus Rumänien eingeladen sind. Hauptzweck der Veranstaltung ist die Anerkennung des Autismus bei Patienten über 18 Jahre in unserem Land.

Andreis Mutter hat Betriebswirtschaft studiert und in dem Bereich gearbeitet. Seit Jahren ist sie als Pflegerin ihres Kindes ausschließlich zu Hause beschäftigt. Freunde hat sie deshalb kaum und kommt nicht einmal zu einem Alltagsgespräch mit den Nachbarn. Die Ärzte hätten sie davor gewarnt, dass sich der Zustand ihres Sohnes in der Jugend

verschlechtern würde. Sie hatte sich aber nicht vorgestellt, dass es so schlimm sein würde. Deshalb möchte sie sich mit anderen Eltern austauschen, die sich in derselben Situation befinden. Außerdem ist sie sich sicher, dass regelmäßige Treffen mit anderen Autisten einen positiven Einfluss auf den Zustand ihres Sohnes haben würden. Sie hat den Eindruck, dass Andrei langsam alle angeeigneten Fertigkeiten vergisst und isoliert zwischen vier Wänden regelrecht verwildert.

Von allen fachlichen Bestrebungen rund um das Thema Autismus erfährt Andreis Familie nichts. Jeder Tag gleicht dem anderen. Die Eltern folgen ihrem autistischen Sohn in eine Welt, in der es

keine Wochenenden, keine Feiertage, keine Ferien gibt. Und Zeit für Hoffnung gibt es auch nicht.

* Der Name wurde verändert

Iunia Martin und Ionuț Budașcu sind zwei junge Journalisten aus Rumänien. Für ihren Artikel "Die Ärzte trösten mich schon lange nicht mehr." Autismus wird von der Erwachsenenpsychiatrie in Rumänien nicht anerkannt", der zuerst in der ADZ (Allgemeine Deutsche Zeitung) erschienen ist, erhielten sie 2006 den Journalistenpreis Osteuropa der evangelischen Organisation "Hoffnung für Osteuropa".

Demographie, Migration und räumliche Entwicklung

- Rumänien, quo vadis?

von *Wilfried Heller*

Vasile Ghetau, Leiter des Bevölkerungsforschungszentrums der Rumänischen Akademie, weckte im Jahre 2004 die besondere Aufmerksamkeit von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit mit dem folgenden Titel einer seiner demographischen Studien (hier in deutscher Übersetzung): „2050: Wird Rumäniens Bevölkerung unter 16 Millionen Einwohner fallen?“ Aufsehen erregte dieser Titel nicht deshalb, weil er die Abnahme der Bevölkerungszahl Rumäniens ansprach. Denn diese wird im Lande allgemein wahrgenommen. So ist gut bekannt, dass die Einwohnerzahl Rumäniens von mehr als 23 Millionen im

Jahr 1990 auf weniger als 22 Millionen im Jahre 2003 zurückging, d.h. um fast 1,5 Millionen, was einer Verminderung um 6,3 % in einem Zeitraum von 14 Jahren entspricht (GHETAU 2004: 5). Überraschend war vielmehr - und dies auch für Ghetau selbst - das Ausmaß der weiter zu erwartenden Schrumpfung und der damit verbundenen Veränderungen der demographischen Struktur der Bevölkerung Rumäniens. Dieser demographische Strukturwandel war Gegenstand eines Vortrags des Verfassers im Rumänischen Kulturinstitut „Titu Maiorescu“ in Berlin am 5. Januar 2006. Dabei wurde dieser Wandel im Zusammenhang mit Migrationsprozessen und der räumlichen Entwicklung betrachtet. Im Einzelnen wurden die folgenden Fragen behandelt:

1. Wie sieht die bisherige demographische Entwicklung, welche die Berechnungsgrundlage für eine solche Vorausschau bildet, während der Transformation vom sozialistischen System zu Marktwirtschaft und

Demokratie aus?

2. Welche Rolle spielt die Auswanderung für die Verschlechterung der demographischen Struktur?

3. Existiert auch eine nennenswerte Zuwanderung in Rumänien? Welche Gruppen sind daran beteiligt? Woher stammen sie und wohin ziehen sie? Welche Ziele verfolgen sie?

4. Da davon auszugehen ist, dass die demographischen Veränderungen und Migrationsprozesse das Land nicht gleichmäßig erfassen, sondern dass deutliche räumliche Unterschiede festgestellt werden können, ist zu fragen: Wie sind diese beschaffen und wie sind sie zu erklären? Umfang und Richtung der Binnenmigrationsströme wurden bei der Beschäftigung mit dieser Frage als Indikatoren der räumlich unterschiedlichen Lebensverhältnisse verwendet. Denn in der Regel ist der Wohnortwechsel durch die Suche nach besseren Möglichkeiten für die Lebensführung bestimmt. Dies gilt für Länder, in denen Demokratie und Marktwirtschaft herrschen, und damit auch für Rumänien nach dem politischen Systemwechsel, als die Zuzugsrestriktionen für große Städte aufgehoben wurden. Im Vortrag wurden zwei Formen der Binnenmigrationsströme untersucht: zum einen die Migration zwischen dem ländlichen Raum und Städten einschließlich ihres Umlandes, zum anderen die interregionale Migration.

5. Zum Abschluss des Beitrages wurden die zukünftigen Perspektiven für die demographische Entwicklung und die Veränderungen der regionalen Disparitäten des Landes angesprochen.

Die demographische Entwicklung in Rumänien bedroht - wie auch in den meisten anderen Staaten Europas - mittel-

und langfristig die gesamtgesellschaftliche Wohlfahrt des Landes. Dabei stellt nicht die zu erwartende Reduzierung der absoluten Einwohnerzahl das Schreckgespenst dar, sondern die Veränderungen der demographischen Struktur. Die bevölkerungspolitischen Maßnahmen gegen diese Entwicklung müssen sich also auf den strukturellen Aspekt konzentrieren, damit ein weiterer Abbau der Anteile der jungen Bevölkerungsgruppen vermieden wird. Ohne solche Maßnahmen würde der Anteil der Bevölkerung, die 65 Jahre alt und älter ist, von gegenwärtig etwa 14 % auf über 30 % im Jahre 2050 steigen (GHETAU 2004: 25). Die wirtschaftliche Last, welche die Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter zu tragen hätte, würde dadurch zu groß werden.

In Rumänien können die bevölkerungspolitischen Maßnahmen weniger auf eine Einwanderungspolitik gerichtet sein, weil erstens damit langfristig im Allgemeinen keine wesentlichen Veränderungen der demographischen Struktur bewirkt werden und weil zweitens auf lange Zeit Rumänien infolge des sozialen und ökonomischen Entwicklungsstandes eher ein Herkunfts- als ein Zielgebiet von Migranten darstellt.

Wesentlich umfangreicher als die Auswanderung ist die Binnenmigration. Diese verläuft aber auch nach dem Wegfall von Restriktionen der sozialistischen Zeit nicht willkürlich, sondern orientiert sich im Wesentlichen an den vorhandenen Einrichtungen für die Ermöglichung von Lebensqualität, wie vor allem an Arbeitsplätzen. Der ländliche Raum, der nach der politischen Wende immer mehr auch zu einem Umzugsziel von Städtern geworden ist, kann langfristig nicht so attraktive Lebensbedingungen bieten wie der

städtische Raum. Abgesehen davon taucht der ländliche Raum nur in den Statistiken als Zuwanderungsraum auf. Denn in der Realität ziehen die unmittelbar an die Städte grenzenden Gemeinden die Mehrheit der Zuwanderer im ländlichen Raum an. Dort, im suburbanen Raum also, herrschen Wohnbedingungen, die oft günstiger als diejenigen in Städten sind. Von dort können die städtischen Arbeitsplätze durch tägliches Pendeln erreicht werden.

Das entscheidende Problem der Binnenmigration stellt sich ähnlich dar wie das Problem der demographischen Entwicklung des ganzen Landes, aber es tritt in wesentlich kürzerer Zeit und deutlicher auf. Denn durch die massiven Abwanderungsprozesse, von denen zahlreiche Regionen in Rumänien betroffen sind, verlieren diese Regionen insbesondere junge und qualifizierte Bevölkerungsgruppen. Von einem Gesundshrumpfen kann nicht die Rede sein, weil die Bevölkerung ungleichmäßig abnimmt, d.h. überaltert, so dass die Lebensbedingungen der Zurückgebliebenen sich drastisch verschlechtern. Gegenwärtig hängt die weitere Verschärfung oder Milderung der regionalen Disparitäten im Wesentlichen davon ab, welche Interessen durch wirtschaftliche Investoren verfolgt werden. Es ist zu wünschen, dass die Landesentwicklungspolitik insbesondere nach dem Beitritt Rumäniens zur EU mehr Möglichkeiten haben wird, durch Infrastrukturverbesserungen und andere Maßnahmen die Standortwahl von Wirtschaftsunternehmen hinsichtlich ihrer Investitionen zu beeinflussen, damit die weitere Entwicklung regional ungleichwertiger Lebensbedingungen aufgehalten werden kann. Wegen der begrenzten Mittel, die den politisch Verantwortlichen zur Verfügung stehen, wird es darauf ankommen, diese Mittel so

einzusetzen, dass dabei einerseits diejenigen Standorte und Regionen berücksichtigt werden, die am ehesten ökonomische Effekte erwarten lassen, andererseits aber auch benachteiligte Regionen nicht vernachlässigt werden. Dieses schwierige Problem besteht aber nicht in Rumänien allein, sondern allgemein. Insbesondere in den neuen und künftigen Mitgliedsländern der EU wird die Sortierung nach prosperierenden und zurückbleibenden Regionen voraussichtlich fort dauern.

Die gesamte schriftliche Fassung des Vortrags wird in dem unten genannten Sammelband über Rumänien publiziert, der vom Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Institut in Wien herausgegeben wird.

Literaturhinweise:

GHETAU, Vasile: 2050: Will Romania's Population Fall Below 16 Million Inhabitants? A Prospective Study on Romania's Population in the 21 st Century. Romanian Academy. National Institute of Economic Research. Population Research Centre Vladimir Trebici. Bucharest 2004.

HELLER, Wilfried: Demographie, Migration und räumliche Entwicklung - Rumänien, quo vadis? In: Kahl, T., Lukan, W., und M. Metzeltin. Österreichisches Ost- und Südosteuropa-Institut (Hrsg.): Rumänien. Wien 2006.

Prof. Dr. Dr. h.c. Wilfried Heller ist Inhaber des Lehrstuhls für Sozial- und Kulturgeographie mit besonderer Berücksichtigung der Migrationsforschung an der Universität Potsdam. Rumänien stellt einen seiner wichtigsten regionalen Schwerpunkte dar.

„Abenteuerurlaub Osteuropa“

Das Andres Böhmer Quartett spielt in Bukarest. Ein Interview

von Saskia Bellem

Am 09. Mai 1950 veröffentlicht der französische Außenminister Robert Schuman seine historische Erklärung. Darin schlägt er die Gründung einer europäischen Wirtschaftseinheit vor: die Montanunion. Die Produktionsgemeinschaft für Kohle und Stahl legt den Grundstein für die Europäische Union. Seit 1986 wird der 09. Mai als Europatag begangen, dem alle europäischen Länder Konzerte, Konferenzen und Ausstellungen widmen.

Im Zentrum der Feierlichkeiten zum Europatag in Bukarest stand das Europafestival: 7 Tage lang gaben 300 Musiker aus 45 – nicht nur europäischen – Ländern Livekonzerte aus so vielfältigen Stilrichtungen wie Jazz, Blues, Pop und Klassik.

Auf Einladung des Goethe-Instituts und des Auswärtigen Amtes stand das Andres Böhmer Quartett zu drei Konzerten auf der Bühne. Die Combo um den in Berlin geborenen und in Jena lebenden Andres Böhmer kommt seit 2002 in wechselnder Besetzung aus Jena, Weimar und Leipzig zusammen. In Bukarest bestand es neben dem Jazzgitarristen Andres Böhmer selbst aus dem Bassisten Lars Frödisch, dem Pianisten Marcus Horndt und dem Schlagzeuger Martin Greule. Alle vier Musiker sind Absolventen oder Studenten bedeutender deutscher Musikhochschulen.

Im Folgenden berichten sie über ihre Erfahrungen in Rumänien, diskutieren das

Besondere an deutscher Musik und debattieren über das Wesen des Jazz.

Bisher sind Sie mit dem Quartett überwiegend in Deutschland und Westeuropa aufgetreten. Wie kommt es, dass Sie nun einen Auftritt in Bukarest hatten?

Lars Frödisch: An meiner Hochschule in Leipzig gab es eine Ausschreibung für das Europafestival, und wir haben uns einfach beworben. Man sollte nichts unversucht lassen, daher haben wir uns umso mehr gefreut, dass es geklappt hat. Ich war noch nie hier und darum sehr gespannt auf den Abenteuerurlaub in Osteuropa.

Worin besteht der größte Unterschied zu Ihren Konzerten in Deutschland?

Andres Böhmer: Die Konzerte, die ich in Deutschland gegeben habe, sind wohl nicht damit zu vergleichen. Wir haben viel in Clubs gespielt, und das ist total unterschiedlich abgelaufen. Denn hier haben die Gäste bei den ersten beiden Konzerten unter dem schlechten Wetter gelitten, wir haben in Hotellounges gespielt, vor wenigen Zuhörern und immer als letzte. Das war ein wenig schade. Es war alles etwas abenteuerlich organisiert hier. Aber darauf war ich von vorneherein eingestellt und habe die Jungs vorgewarnt, dass es ein wenig turbulent wird. Das haben wir bereitwillig hingenommen. Und obwohl der Sound nicht die Wonne war – der ständige Brumnton und die verstimmt Instrumente –, sind wir gut beim Publikum angekommen.

Lars Frödisch: Die haben sich alle sehr viel Mühe gegeben, und die freiwilligen Helfer haben einen super Job gemacht.

Martin Greule: Genau, das gehört ja auch alles dazu. Denn es geht nicht nur darum, auf der Bühne zu stehen, sondern genauso darum, dass man vom Flughafen abgeholt

wird, die Stadt gezeigt kriegt oder Essen geht. Diese Kleinigkeiten, die schief gehen, dass etwa eine Band zu lange spielt und wir dann vor etwas weniger Zuschauern auftreten, das ist zwar schade, aber das sollte man nicht überbewerten. Eigentlich war es super.

Andres Böhmer: Es war schön, dass so viele junge Leute da waren, die auf die Spielerei angesprochen haben, dass wir einen Namen für das namenlose Lied suchen, das wir heute Abend gespielt haben.

Martin Greule: Ich hab die Erfahrung gemacht, dass sowas in Deutschland nicht funktioniert. In Deutschland kommt vielleicht eine Blödelidee, aber hier wird es ernsthaft betrieben und die Leute kommen nach dem Konzert zu uns her, junge Mädels mit einer Liste mit 5 Stücken. Das ist doch anders.

Das Festival findet statt vor dem Hintergrund, dass seit 1986 am 09. Mai europaweit der Europatag gefeiert wird. Welche Bedeutung hat dieser europäische Faktor für Sie?

Andres Böhmer: Ein europäischer Aspekt, der mir in diesem Zusammenhang auffällt, sind die Menschen. Denn die sind, je weiter man nach Osten kommt, noch nicht so übersättigt.

Marcus Horndt: Übersättigt am Amerikanismus.

Martin Greule: Was an Europa toll ist: Dass man hierher zu diesem Festival kommen und Bands aus ganz Europa hören und kennen lernen kann, dass wir hier eine künftige europäische Stadt kennen lernen dürfen. Wenn der Eindruck nicht täuscht, wobei man vielleicht die Rumänen und die Bukarester nicht in einen Topf werfen darf, dann ist eine große Offenheit da. Es ist ein sehr angenehmer menschlicher Umgang.

Dieses ist ein internationales Musikfestival mit Künstlern aus 45 verschiedenen Nationen. Wenn Sie vergleichen, inwiefern ist Ihre Musik dann typisch Deutsch?

Andres Böhmer: Wir haben ein romantisches Element, das ist was Deutsches. In den Melodien ist manchmal etwas davon drin, und ich finde, das ist Deutsch.

Martin Greule: Wenn Du das erzählst, machst Du Dich lächerlich. Das länderspezifische gibt es nicht in unserer Musik und nicht in der Musik allgemein. Ich habe gestern eine total amerikanisch klingende Italiener-Combo gehört, jetzt spielen hier Holländer, die definitiv nicht nach Tomaten und schlechtem Fußball klingen. Der Jazz ist einfach eine globalisierte Musik, und dafür steht er auch.

Marcus Horndt: Musik ist ja überhaupt eine universelle Sprache.

Martin Greule: Mittlerweile ja. Früher konnte man das vielleicht an Folklore festmachen oder dieses kommt von dort, aber mittlerweile geht das nicht mehr. Die rumänische Band von heute Abend, die hatte Elemente, die für mich typisch nach Balkan klangen. Das klang nach etwas von hier, und das liegt, denke ich, daran, dass sie traditionelle Musik gespielt haben.

Wie ist es zurzeit um den Jazz bestellt?

Martin Greule: Im Instrumentaljazz geht es momentan relativ elitär zu. Die musikalischen Inhalte, die auf der Gefühlsebene stehen, weichen einer virtuosen Instrumentalleistung. Und wenn Gefühle transportiert werden im Jazz, was immer der Fall ist, dann hat das nichts mit Romantik oder Schönheit oder Melancholie zu tun. Sondern mehr mit Aggressivität und Chaos. Ich glaube, dass die Musik von Andres, die melancholische Neoromantik

oder wie immer man das nennen möchte, eine Gegenbewegung zu dem Instrumentaljazz ist, der zurzeit vorherrscht.

Andres Böhmer: Als ich den Begriff Neoromantik kreierte, wollte ich mich an die Epoche der Romantik anlehnen. Denn meine liedhafte Musik mit Texten hatte etwas mit dem romantischen Liedgut von Schumann und Schubert zu tun, damit habe ich mich verbunden gefühlt. Mittlerweile habe ich statt dessen den Schwerpunkt auf melodische, also textlose Musik verlegt. Sogar ein berühmter deutscher Jazzkritiker ist der Meinung, dass man das Liedhafte an meiner Musik hört. Dass das eben das Besondere daran ist.

Martin Greule: Es gibt einige Bands, die sich trauen, eine schöne Melodie zu spielen. Man braucht Mut zu schönen, romantischen, lyrischen Melodien und Harmonien. Denn wieso ist der Jazz so unpopulär? Weil er die Leute stresst, wenn er nicht mehr schön ist. Weil er zum musikalischen Selbstzweck wird. Das kann auf Dauer kein Ziel des Jazz sein.

Wie sieht die Zukunft des Jazz aus?

Marcus Horndt: Jazz ist tot. Was es jetzt gibt, ist Jazzfolgemusik. Jazz ist nicht nur eine Musik, sondern auch ein Lebensgefühl. Allein durch die Möglichkeit der Improvisation hat ein Jazzmusiker eine andere Lebenshaltung als ein Musiker einer anderen Richtung. Die gesamte Folgemusik ist geprägt von Improvisation, von Individualismus, von eigenem Ausdruck, vom Sound der eigenen Instrumente, von eigenen Kompositionen. Deshalb sieht die Zukunft sehr vielfältig aus, wie sie es jetzt schon ist. Wir sind an einem Punkt, wo musikalisch alles möglich ist, und jeder Musiker muss eben seine Sparte finden, wenn er das Bedürfnis hat, sich auszudrücken.

Martin Greule: Der Jazz ist mittlerweile so unglaublich vielfältig. Bis in die 1960er konnte man klar sagen, was Jazz war, aber in den 70ern und 80ern gab es plötzlich die große Vogelfreiheit. Seitdem ist praktisch alles möglich. Und heute kann man alles, was irgendwie improvisiert ist, als Jazz betiteln oder verkaufen.

Jazzmusiker mögen es meist nicht, wenn man vom Jazz als intellektueller Musik spricht. Warum sollte Musik nicht auch den Intellekt ansprechen?

Martin Greule: Weil mir das zu leicht ist. Ich habe Musik studiert und weiß genau, was ich tun muss, damit die Intellektuellen oder Hobbymusiker im Publikum einen Kopfstand machen und denken, ich könnte zaubern. Der Jazz kann intellektuell sein, muss aber nicht. Meistens sagen das genau die Leute, die den teuersten Wein bestellen statt den besten. Das ist rein plakativ, nur eine Schmückung. Viel wichtiger ist es, einen emotionalen Zugang zum Zuhörer zu finden, egal, welcher das ist.

Wenn mir nach einem Konzert jemand sagt, bei einem Lied habe er eine Gänsehaut bekommen – das ist es.

Im Herbst 2006 ist das Andres Böhmer Quartett auf Deutschlandtournee. Das neue Studioalbum wird voraussichtlich Anfang 2007 erscheinen.

Die Autorein hat Ethnologie und Medienwissenschaften mit Magisterabschluss studiert und ist seit einigen Jahren als freie Journalistin für Hörfunk-, Online- und Printredaktionen tätig. In 2006 hat sie sich beruflich für einige Monate in Rumänien aufgehalten.

Der Rumäniens Präsident Traian Băsescu bekommt den Konrad Adenauer Preis und gesteht: „Ich bin ein Träumer“

(Eine Reportage)

von Dr. Ioana Scherf

Im Andenken an Konrad Adenauer, der Kölner Oberbürgermeister (1917 bis 1933 und 1945) und Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland war, würdigt die Stadt Köln mit diesem Preis im Rhythmus von zwei Jahren herausragende Persönlichkeiten.

Die erste Auszeichnung wurde im Jahre 2004 an Raymond Barre vergeben, dessen Tätigkeit als Bürgermeister von Lyon, Premierminister Frankreichs und Vizepräsident der Europäischen Kommission überraschende Parallelen zur Biographie Adenauers aufweist.

Zum Preisträger des Jahres 2006 hat das Kuratorium des K-A-Preises den Staatspräsidenten von Rumänien und vormaligen ersten direkt gewählten Oberbürgermeister der Stadt Bukarest, Traian Băsescu, ausgewählt.

Der Preisträger steht für eine konsequente und demokratische Reformpolitik und die Öffnung Rumäniens nach Westen. Besondere Schwerpunkte seiner Amtszeit bilden die Integration Rumäniens in die Europäische Union als leistungsfähiges und zuverlässiges Mitglied, der Einsatz für die Reformverwaltung und der Kampf gegen Korruption auf allen staatlichen Ebenen.

Die feierliche Übergabe des Preises mit Eintragung in das Goldene Buch der Stadt Köln fand am 21. September in der Piazzeta des Historischen Rathauses zu Köln statt. Wir warten ungeduldig vor dem Rathaus. Viele schwarze Limousinen und viel Sonne. Dann kommt er lächelnd...

Als Oberbürgermeister der Stadt Köln, die eine erfolgreiche Partnerschaft mit Klausenburg genießt, hat Fritz Schramma als erster die Feierlichkeiten eröffnet und betont, dass der Beitritt Rumäniens eine Rückkehr der Rumänen nach Europa bedeutet, nachdem sie die Freiheit im Jahre 1989 gewonnen haben.

Die Laudatio hielt Dr. Richard von Weizsäcker. Betont wurde u. a., dass die Angleichung der Maßstäbe für Rumänien auch schmerzhaft sei, aber unter Băsescu entscheidende Fortschritte erzielt wurden.

Traian Băsescu war Kapitän, Transportminister, Bürgermeister und Präsident. Er hat das Land in den Hafen des gemeinsamen Europas geführt und hat sich hinsichtlich der Integration des Landes besondere Verdienste erworben. Er sei „präzise“, „energisch“ und stehe offen mit „Herz und Verstand“ den Problemen gegenüber.

Kraft und Klarheit sind seine Stärken. Damit hat er seine Popularität im Land gewonnen. Er trifft weitsichtige Entscheidungen und engagiert sich für die Rechte der Minderheiten in Europa, sodass Rumänien der dritte Staat ist, der die umfangreichste Gesetzgebung in Bezug auf die Minderheitenrechte unterschrieben hat.

Als Oberbürgermeister von Bukarest (2000-2004) hatte sich Traian Băsescu vor allem dafür eingesetzt, den Charakter seiner Stadt als Metropole durch zahlreiche Projekte wieder zu beleben. Beispiele hierfür sind die Sanierung des einst als „Klein-Paris“ bekannten historischen Zentrums von Bukarest und der Ausbau der Verkehrsinfrastruktur. Schwerpunkte seiner Amtszeit waren die Bildungsförderung, die Bekämpfung der Kriminalität und sein Engagement für die Sauberkeit der Stadt

In seiner Rede betonte der Präsident Traian Băsescu, dass die Preisverleihung eine Ehre für ihn persönlich, für sein Land, aber auch für die Deutschen, die noch in Rumänien leben, sei.

Er erwähnte auch, dass die Rumänen die Öffnung der Deutschen gegenüber Rumänien nach der Revolution nicht vergessen werden. Als im Land ein Machtvakuum entstanden war und das Land keinen Strom hatte, hat Deutschland 3 Monate lang Strom geliefert.

Die alte Generation hat den Frieden gewonnen, die neue Generation muss motiviert werden, in den neuen Grenzen den Wohlstand zu sichern und Werte zu vermitteln.

Sowohl Rumänien, das kein perfektes Land ist und mit Müh und Not die Beitrittsforderungen erfüllt, als auch die EU haben noch viel zu tun. Das Hauptziel Rumäniens ist die Modernisierung des Landes. Dazu zählt auch der Aufbau einer funktionierenden Marktwirtschaft. Rumänien wird sich aber dafür einsetzen, dass es nicht nur ein Markt wird, sondern selbst wirtschaftlich viel leistet.

Es muss den Status als einfaches Mitglied der EU überwinden und ein dynamischer Staat werden, auf den die Bürger stolz sein können.

„Ich bin ein Träumer.“ - gesteht Rumäniens Präsident Băsescu. Trotzdem weiß er, dass die Objektiv nicht unter einem Mandat zu erfüllen sind.

Es ist schwierig die Befürchtung, Rumänien würde innerhalb der EU ein Problem werden, zu akzeptieren und zu überwinden.

Auch Europa steht vor neuen zeitgemäßen Aufgaben. Wir werden von einem multikulturellen Europa sprechen müssen, in dem die Traditionen der Minderheiten bewahrt werden müssen und Katholiken, Orthodoxe und Moslems in Frieden miteinander leben müssen. Das geht nur gemeinsam, wenn man aneinander glaubt. Die Bürger müssen sich in Sicherheit fühlen, darum braucht man Lösungen für Probleme wie die Attentate in Madrid und London.

Der Präsident spricht überzeugend und seine Stimme verrät die Aufregung des Moments. Es wird lange applaudiert. Am Ende darf ihm jeder gratulieren und mit ihm sprechen, wie unter Freuden. Wir machen auch persönliche Fotos

und bekommen Autogramme. Er genießt das Bad in der Menge und wir genieße seine Nähe. Keine Spur davon, dass es ihm zu viel wird.

Wir entdecken den Menschen, warmherzig, offen. Intuitiv wissen wir, wir haben es mit einem Powermenschen zu tun, einem Tatmenschen mit einer großer Lebenskraft, der auch träumen kann.

Wir verabschieden uns und sind glücklich nach Hause gefahren. Es war ein schöner Tag.

Dr. Ioana Scherf ist Romanistin und Germanistin. Sie unterrichtet Rumänisch an der Humboldt-Universität Berlin und an der Universität Göttingen.

Reisebericht V

Rumänien – Studienreise der DRG Berlin

von Christof Kaiser

„Erkundungen im Norden und Nordosten Rumäniens“ bildeten das Programm der V. Studienreise der DRG Berlin, die vom 20. 8. (Samstag) bis zum 3. 9. 2005 (Samstag) stattfand. Am frühen Morgen begann die Reise in Berlin – Tegel und nach 90 – minütigem Flug trafen die 10 Teilnehmer aus Berlin dann in Budapest auf Christof Kaiser (Reiseleitung) sowie Wolfram Höfgen, Dresden (technische Organisation), und den Fahrer Herrn Ilie mit dem „nicht mehr ganz neuen Bus“ aus Sibiu.

Mit dem Beginn der Reise im Osten Ungarns sollten einzelne der vielschichtigen grenzüberschreitenden Interferenzen zum Nordosten Rumäniens aufgezeigt werden.

Von **Budapest** ging die Reise Richtung Osten, durch den Nationalpark Hortobagy – Puszta, wo wir wegen Überfüllung leider nicht anhalten konnten. Am Nachmittag schauten wir uns das Zentrum der Großstadt **Debrecen** (207.000 Einwohner, Ew. / 2002) an, warfen einen Blick ins prächtige Hotel Aranybika und besichtigten die reformierte klassizistische Großkirche (Nagytemplom). Aufgrund des ungarischen Nationalfeiertages (St. Stephanstag) war die Stadt sehr stark besucht.

Abends erreichten wir **Nyiregyháza** (117.000 Ew. / 2002), die östlichste Großstadt Ungarns. Etwas sahen wir noch vom Feuerwerk anlässlich des Nationalfeiertages. Am kommenden Morgen sahen wir uns das Stadtzentrum mit aufwendig sanierten Verwaltungs- und Prachtbauten, Kirchen, großen Plätzen, Fußgängerzone und historischen Denkmälern an. Die Komitatsverwaltung und das Rathaus sind in besonders prächtigen Gebäuden untergebracht.

In **Nagykállo** hielten wir beim großen ehemaligen Komitatshaus sowie der reformierten Kirche, die an der Stelle einer ehemaligen Burg steht. Der bedeutendste Marienwallfahrtsort ist **Máriapócs**, der auch viele katholische und

unierte Gläubige aus Rumänien und der Ukraine anzieht und traditionell ein wichtiger Wallfahrtsort der Roma ist. Wir besuchten Kirche und Kloster dort. **Máriapócs** ist eines der Hauptzentren der etwa 270.000 (in 2001) griechisch – katholischen (mit Rom unierten) Gläubigen Ungarns; in Rumänien gibt es etwa 230.000 griechische Katholiken. In **Nyirbátor** besichtigten wir ein herausragendes Monument spätgotischer Baukunst Ungarns: die überraschend große St. Georgskirche (erbaut 1484 – 88). Darin befinden sich auch das Grab und die Grabplatte mit der Abbildung des Stifters der Kirche, dem damaligen Woiwoden Siebenbürgens, István Báthori I. (Woiwode 1479 – 93). Neben der Kirche steht der große hölzerne Glockenturm.

Die freudig erwartete Einreise nach Rumänien fand am Grenzübergang Vállaj – Urziceni statt. Wir durchfuhren mit **Urziceni** ein seit Jahrzehnten zumindest optisch wenig verändertes Schwabendorf. Die „Donauschwaben“ siedelten im 18. Jh. bis hier hinauf, in den Nordosten des heutigen Ungarn bzw. in den äußersten Nordwesten Rumäniens, also weit von der Donau entfernt. **Carei**/ Großkarol (Ew.: 25.000 / 2002) war die erste Stadt in Rumänien, die wir auf dieser Reise besuchten. Nur in wenigen Straßen im Zentrum hat man den Eindruck von intensiverem „städtischen Leben“. Danach spazierten wir durch den großen und angesichts der Wärme des Tages erfrischenden Schlosspark im Stadtzentrum. Im Park bewunderten wir eine riesenhafte Platane, zu Recht als Naturdenkmal erklärt. Einen bedauerlichen Anblick bietet das Schloss. Es entstand an der Stelle älterer Befestigungen Ende des 19. Jh. im neogotischen Stil. Beim aktuellen Zustand bezweifelt man, ob die vereinzelt Sanierungsmaßnahmen der letzten Jahrzehnte überhaupt etwas gebracht haben oder mehr dem weiteren Verfall Vorschub leisteten. Nach dem Schloss ist die Synagoge das beeindruckendste Gebäude der Stadt. Unbenutzt, aber noch fast komplett intakt, steht sie mit ihrer großen Fassade in einer Seitenstraße. Das ab 1870 erbaute Gebäude verschmilzt in einzigartiger Weise maurische mit romanischen und einzelnen gotischen Stil-

elementen.



Synagoge Carei, Kreis Satu Mare

Sowohl die Grafen Károly – danach wurde Carei benannt - im 18. und 19. Jh. als auch die rumänische Verwaltung nach 1920 versuchten die Ebene um Carei und Satu Mare zu besiedeln. Wie wir auf der Fahrt durch schwach entwickelte Siedlerdörfer aus den 1920er Jahren (Paulian, Doba, Decebal) sahen, gab es dabei gerade im 20. Jh. die größten Schwierigkeiten. Die Siedler mussten mit den tieferliegenden und daher sehr überschwemmungsgefährdeten Landstrichen Vorlieb nehmen. Daher basieren diese Dörfer nur auf zu schwach entwickelter Landwirtschaft.

Nach kurzer Zeit erreichten wir **Satu Mare** / Sathmar, Kreisstadt und die nordöstlichste Großstadt Rumäniens (115.000 Ew. / 2002). Satu Mare verliert, so wie fast alle Städte Rumäniens, seit 1990 stark an Einwohnern. Im Hotel fand eine Hochzeit mit lauter Musik statt, die unsere Gespräche beim Abendessen auf ein Minimum reduzierte. Das Programm des nächsten Tages umfasste einen Besuch des

Deutschen Forums und der Sathmarschwäbischen Stiftung. Mit Herrn Dr. Hager und Herrn Fostenheisler kam es zu intensiven Gesprächen über die Region und die Situation der Sathmarer Schwaben, heute immerhin die größte noch verbliebene deutschsprachige Siedlergruppe in Rumänien. Wir besuchten das neue Kulturzentrum der Schwaben sowie für einen Imbiss den Schwabekeller. Auf einem Stadtrundgang umrundeten wir den Piata Libertății, einst einer der größten Viehmarktplätze im weiten Umkreis, heute ein schöner zentralstädtischer Park. Am Hotel Dacia, 1902 im prachtvollen Jugendstil erbautes ehemaliges Hotel Pannonia, vorbei, kamen wir zur großen klassizistischen katholischen Bischofskirche (erbaut 1786 – 98). Die große Synagoge mit reichgegliederter Fassade (erbaut ab 1889) kündigt deutlich von der Größe und auch Emanzipation der damals sehr zahlreichen jüdischen Bevölkerung in Satu Mare, die aus Nordsiebenbürgen – das damals unter der Herrschaft der ungarischen Pfeilkreuzler stand - im Sommer 1944 fast vollständig nach Auschwitz deportiert wurde. Das nach der großen Überschwemmung des Flusses Somesch von 1970 aus dem Boden gestampfte und durch mehrere Hochhäuser sowie einen großen „Aufmarschplatz“ im Stil des Ceaușescu – Sozialismus geprägte neue administrative Stadtzentrum war der letzte Punkt der Stadtbesichtigung; heute wirkt es dort recht leblos. Durch die Ebene in Richtung Nordosten fahrend, erreichten wir über **Livada**, wo wir einen kurzen Stopp beim ehemaligen Schloss der Barone Vécsey (erbaut 1760, klassizistischer Umbau ab 1823) einlegten, dann die Ausläufer der Ostkarpaten.

Die Kleinstadt **Negrești – Oaş** im landschaftlich schönen Oascher Land, ethnographisch deutlich sichtbar von der Maramuresch beeinflusst, war der nächste Haltepunkt. Aufgrund der überaus starken Gastarbeitertätigkeit im westlichen Ausland herrscht in der Stadt und in den umliegenden Dörfern des Oascher Landes ein unbeschreiblicher und unregelmäßiger Bauboom, der der schönen Landschaft arg zusetzt.

Am **Huta – Pass** (587 m) stiegen wir auf kurzem Fußweg zu einem Steinbruch, der ein gewaltiges Panorama über das obere Theisstal und einen Teil der Maramuresch bot.

Sighetu Marmăției / Marmarosch – Sighet (41.000 Ew. / 2002) erreichten wir abends im strömenden Regen. Besucht wurde die zentrale neogotische reformierte Kirche mit einigen Bauteilen aus dem 15. Jh. und der Turm dieser Kirche, der aber aufgrund der Fensterläden nicht die erwartete Aussicht bot. Frau Samietz zeigte uns das große Wohnhaus der adligen Familie Mihály de Apșa, mit altertümlicher Einrichtung zumeist aus dem 19. Jh., in der sie die alte adelige Dame vor über 10 Jahren noch erlebt hat. Durch das Stadtzentrum mit früherem Komitatshaus, entlang einiger Zeilen prächtiger Bürgerhäuser, kamen wir zur Gedenkstätte im ehemaligen Gefängnis, in dem in der frühen Zeit des sowjetisch - stalinistisch geprägten Kommunismus (ab 1946 bis in die sechziger Jahre) viele politische Gefangene einsaßen, z.T. gefoltert wurden und umkamen. Ein kurzer Besuch führte uns ins Geburtshaus des Schriftstellers Elie Wiesel (Friedensnobelpreisträger 1986), jetzt als Museum eingerichtet und dem einzigen Nobelpreisträger aus Rumänien gewidmet. Die Vorsitzende des Deutschen Forums und Leiterin des neu eingerichteten deutschsprachigen Kindergartens, Frau Ana-Kati Cotha, führte uns durch die bescheidenen Räumlichkeiten dieser Einrichtungen. Die dürftige Ausstattung des Kindergartens veranlasste die Reiseteilnehmer dazu, hier konkrete Hilfe zu versprechen (Geld für Kinderschulmöbel, einen Computer, Lehrmittel u.a.). Im Anschluss an die Reise wurde dazu eine bisher erfolgreiche Sammelaktion von der DRG durchgeführt. Ein Computer mit Zubehör konnte deshalb im April 2006 angeschafft werden. Abends fanden wir uns im neuen, außerordentlich rustikal – folkloristisch eingerichteten Restaurant „Iurgadin Calinești“ zu einem deftigen Mahl ein.

In der Umgebung von Sighet besichtigten wir den bekannten „Lustigen Friedhofs“ von **Săpânța**. Auf diesem rumänischen Friedhof werden in Holz geschnitzte Grabsteine mit Bildern aus dem Leben der Verstorbenen ver-

sehen. Darunter und auf der Rückseite finden sich – oft längere – Reime, die das Leben beschreiben und dabei auch die negativen Seiten nicht aussparen. Am Rande von Săpânța gingen wir zum jüdischen Friedhof mit vielen Grabsteinen besonders aus dem 19. Jh und dem Ochel eines Rabbiners. Anschließend erkundeten wir das „Salzland“ der Maramuresch. Durch das Salz, das von hier jahrhundertlang in die Große Ungarische Tiefebene ausgeführt wurde, war die Maramuresch schon im Mittelalter bedeutsam; mehrere Salzgruben produzierten bis ins 20. Jahrhundert. Kurz hielten wir in Sighet – Sókamara / Salzkammer, wohin das Salz früher mit Schmalspurbahnen gebracht und verladen wurde. In **Coștiui** sahen wir uns aufgelassene Salzminen und das alte Bergamt, heute eine Schule, sowie die ehemalige Verladestation an.



Kloster und Festung Zamca, Suceava

Der folgende Tag führte von Sighet durch das großartige Iza – Tal Richtung Osten. Zunächst besuchten wir das neu aufgebaute Kloster in **Bârsana** mit einer Holzkirche und etlichen neuen großen hölzernen Klostergebäuden, in einer blumenreichen parkartigen Landschaft

gelegen. Dieses Kloster ist gewissermaßen ein Symbol der Orthodoxie in dieser Region, in der ansonsten ein sehr großer Teil der rumänischen Bevölkerung zur mit Rom unierten Kirche tendiert. In **Ieud** besuchten wir zunächst die sehr alte, kleine hölzerne Bergkirche, später dann die hölzerne Kirche unten im Dorf. Von der Bergkirche wird angenommen, dass sie erstmals 1364 erbaut wurde. Im 18. Jh. wurde die alte Kirche weitgehend überbaut. Sie ist mit Innenmalereien ausgeschmückt.

Nach der Übernachtung bereits in **Vişeu de Sus** / Oberwischau stand am kommenden Tag diese Kleinstadt auf dem Programm. Über einen langen Zeitraum bis in die 1940er Jahre war der Ort durch einen gleich hohen Anteil deutschsprachiger Zipser, jüdischer sowie rumänischer Einwohner geprägt. Zunächst besuchten wir die kath. St. Anna - Kirche (erb. 1929), in der zwei Lieder gesungen wurden; die Gottesdienste finden wie in vielen katholischen Kirchen Rumäniens in Ungarisch, Deutsch sowie der Landessprache statt. Danach trafen wir im Gebäude des Deutschen Forums mit dessen Vorsitzenden Herrn Augustin Olear zusammen, der uns zur Geschichte und Gegenwart der hiesigen Zipser erzählte. Man ist hier unbedingt bemüht, die wirtschaftlichen und kulturellen Chancen zu nutzen; es gibt kaum noch Auswanderer. Ein Spaziergang führte uns dann durch die Zipserei, dem Wohnviertel der deutschsprachigen Zipser, die im 18. Jh. als Waldarbeiter hierher kamen. Über die Brücke des Vaser / Wasser – Flusses, an dessen Ufer entlang die berühmte Wasser(tal-)bahn 50 km tief ins Maramuresch-Gebirge führt, durch das früher jüdische Wohnviertel, teilweise noch von hölzernen Blockbohlenhäusern geprägt, gingen wir zurück ins Stadtzentrum. Einem Blick ins Bürgermeisteramt und auf den Markt folgte eine Pause in einem neuangelegten Gartenlokal.

Nach einem langen Fahrtag durch das landschaftlich großartige obere Vişeu – Tal / Wischautal über den **Prislop – Pass** (1.416 m) verließen wir die Maramuresch und erreichten

die Bukowina / Buchenland, historisch schon ein Teil der Moldau. In der Pass – Baude versammelten wir uns zu einer kurzen Geographie – Stunde mit Rumänienkarte, um in der zerklüfteten Bergwelt der Ostkarpaten den Überblick zu behalten. Von 1775 bis 1918 war die Bukowina Bestandteil des Habsburgerreiches und erfuhr in dieser Zeit einen gewaltigen Entwicklungsschub, der bis heute noch sichtbar ist. Durch das Tal der Bistrița Aurie / Goldene Bistritz kamen wir nach **Cârlibaba** / Kirlibaba. Zunächst sahen wir im alten rumänisch und huzulischen Ortszentrum eine huzulische Holzkirche (Huzulen: ostslawisches Bergvolk in den Ostkarpaten) mit gedrungenem, aber reich gegliedertem Baukörper. Dann überquerten wir die Bistritz und gelangten in den nach 1800 gegründeten Ortsteil **Cârlibaba Nouă** / Ludwigsdorf, in dem seinerzeit Zipser Deutsche als Bergleute angesiedelt worden waren. Der Pfarrer zeigte uns die katholische St. Ludwigskirche sowie das neuerbaute kleine Gemeindezentrum. Die Frauen der Gemeinde waren dabei, Blumenschmuck für ein Kirchenfest zu binden. **Cârlibaba Nouă** gehörte bis 1918 zu Siebenbürgen, während das nur wenige Schritte entfernt, jenseits des kleinen Flusses liegende **Cârlibaba** bereits in der Bukowina und damit in der österreichischen Reichshälfte lag.

Abends erreichten wir dann nach dieser langen Tagesetappe endlich das nett renovierte Hotel **Zimbru** in der Stadt **Cămpulung Moldovenesc** / Kimpolong. Ein Abendspaziergang durch das kleine Stadtzentrum der bis 1918 österreichischen Stadt führte uns zum monumentalen Denkmal der Jagd des Dragoş Vodă - der Legende nach der aus der Maramuresch kommende Begründer der Moldau- nach den Auerochsen.

Anderntags führte uns der Direktor Herr Dr. Marcel Zahariciuc durch das in dieser Art in Europa einzigartige Holzmuseum (Muzeul Lemnului) mit einer enormen Vielfalt (15.000 Objekte) von hier im ostkarpatischen Raum hergestellten und in fast allen Lebensbereichen und vielen Berufszweigen benutzten Holzge-

genständen. Das jüdische Gemeindehaus war geschlossen, und daher konnten wir auch die gegenüber dem Hotel liegende Synagoge (erbaut ab 1880) nur von außen sehen. Für einen wunderschönen Nachmittag fuhren wir dann über Vama und Gura Humorului durch das Tal der oberen Moldova. Zunächst kamen wir in die wenig besuchte Ortschaft **Baia**, in der Frühzeit (14.Jh.) sogar Fürstensitz der Moldau. Die Ruinen einer großen gotischen Kirche (14. Jh.) weisen noch auf den Einfluss der katholischen Kirche hin, die diese in der Anfangszeit des Fürstentums hatte. An der Kleinstadt Fălticeni vorbei ging es ins Dorf **Râșca**. Zuerst besuchten wir das **Kloster Râșca**, eines der weniger bekannten Moldauklöster. Das befestigte Kloster und die Klosterkirche wurden vom Fürsten Petru Rareș ab 1542 erbaut und später Stück für Stück ergänzt. Die Innenmalereien erhielten sich fast unverändert aus der Entstehungszeit. Von Außen ist die Kirche zum Teil auch mit farbintensiven alten Fresken bedeckt. Anschließend besuchten wir im Dorf Râșca Frau Gabriella Haeusler, Professorenwitwe aus Berlin-Pankow, die uns freundlicherweise in ihr blumentumranktes Sommerhaus hier in den Ausläufern der Ostkarpaten eingeladen hatte. Neben der großzügigen kulinarischen Bewirtung konnten wir ihren detaillierten Ausführungen zu den Schönheiten, aber auch – manchmal surreal anmutenden – Schwierigkeiten (mit einzelnen Nachbarn) in ihrem Sommerdomizil lauschen. Abends fuhren wir zurück nach Câmpulung.

Anderntags erreichten wir das befestigte **Kloster Moldovița**. Es wurde unter Fürst Petru Rareș ab 1532 erbaut und mit Innen- und Außenfresken versehen. Zu den bekanntesten Fresken gehören die „Belagerung Konstantinopels“ sowie der „Baum Jesse“. Heute gehört das Kloster zum UNESCO – Weltkulturerbe. Eine nachmittägliche Brotzeit hielten wir auf der Passhöhe des **Ciumârna – Passes**. Dieser ist mit 1.100 m einer der höchsten Pässe mit asphaltierter Straße in der Bukowina. Er überquert die Obcina Mare. Hinter dem Pass kamen wir zum stark befestigten **Kloster Sucevița**.

Das Kloster und die Kirche mit bemalten Außenwänden stammen vom Ende des 16. Jh. und sind eine Stiftung der Gebrüder Movilă. Die Außenfresken zeigen Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament sowie die berühmte „Himmelsleiter“. Danach hielten wir im Töpferdorf **Marginea** und sahen uns eine Töpferei – Kooperative an. Durch das sehr langgezogene Straßendorf **Clit / Glitt**, welches 1843 von Deutsch – Böhmen aus dem Böhmerwald gegründet wurde, erreichten wir unsere nächste Station, Solca.

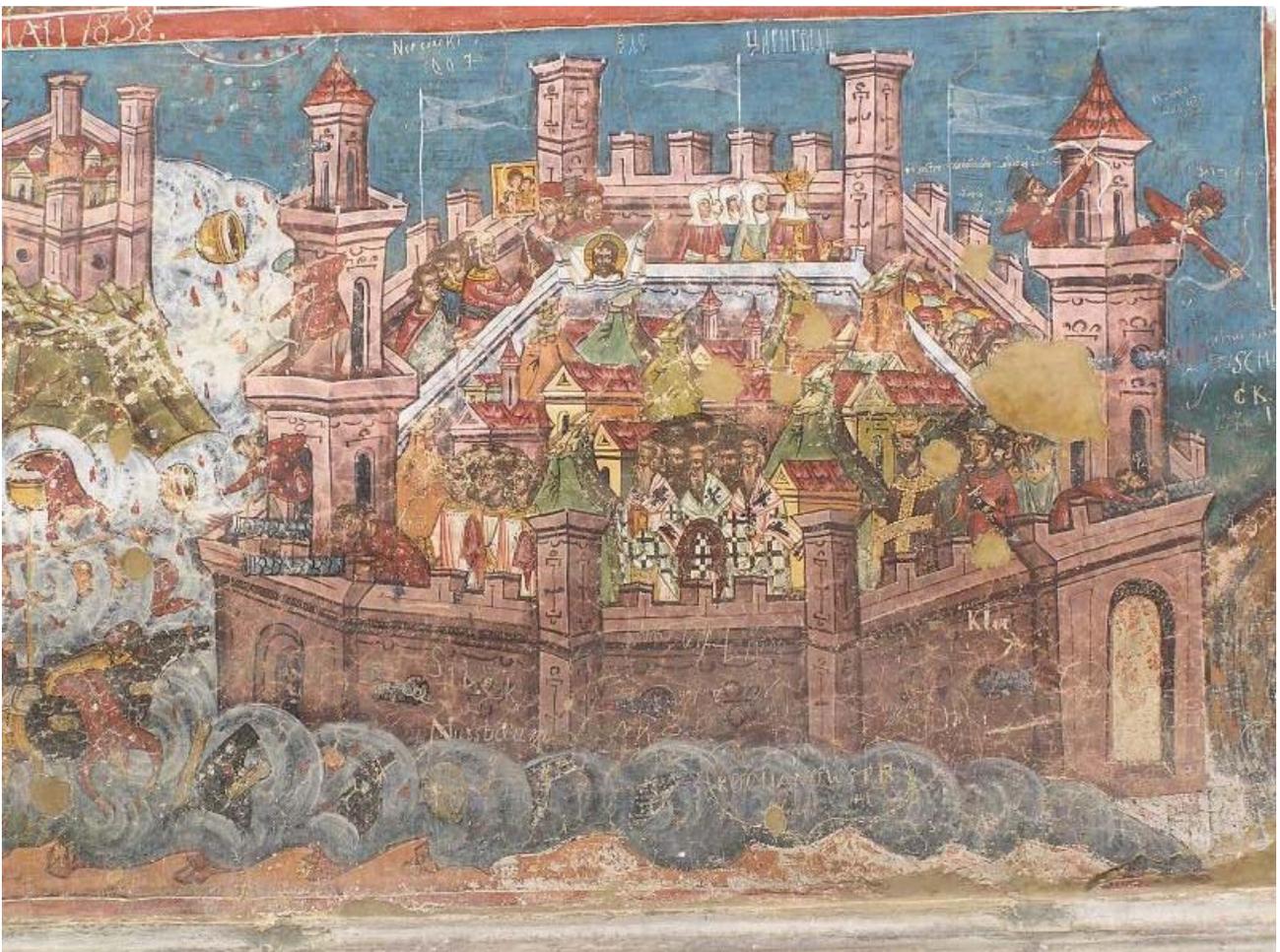


Kloster Râșca, Bukowina

In **Solca** sahen wir uns unter Leitung der Pfarrersfrau die Klosterkirche im ehemals befestigten Kloster an. Die Kirche wurde im 17. Jh. erbaut und weist als Besonderheit eine Grabkammer zwischen Pronaos und Naos auf. Über dem niedrigliegenden Gewölbe dieser Grabkammer liegt ein Raum, die Schatzkammer, in dem in unruhigen Zeiten der Kirchenschatz aufbewahrt wurde. Dieser sehr geschickt in das Kirchengebäude eingebaute Raum ist nur durch eine kleine, vom Kirchengestühl fast verdeckte Tür und eine enge Wendeltreppe zu erreichen. Mit einiger Mühe gelangten wir hinauf und sa-

hen die kleine Ausstellung einiger Kirchenschätze. Nach dem Besuch der Kirche schenken uns sehr freundliche Angestellte der nebenliegenden Brauerei eine Kiste „Bere Solca“. Dieses Bier wird bis heute in der im 17. Jh. als Klosterbrauerei gegründeten ältesten Brauerei Rumäniens hergestellt. Anschließend begegneten wir in der Hauptstraße der Kleinstadt einem von drei munter aufspielenden Musikern angeführten Hochzeitszug. Danach besuchten wir das Dorf **Cacica** mit bis heute stärkerer polnischer Bevölkerung. Insgesamt wurden im Zen-

sus 2002 3.670 Polen gezählt, die fast alle im Kreis Suceava und somit in der Bukowina leben. Die zu Beginn des 20. Jh. aus Backsteinen erbaute katholische polnische Wallfahrtskirche im Dorf hat als Pilgerort eine weit über die Kreisgrenzen hinausgehende Bedeutung. Cacia hatte in der Vergangenheit besondere Bedeutung durch den Salzabbau. Dieser kam aber zum Erliegen, und aus Zeitgründen konnten wir nicht in die unterirdischen Salzdomen einfahren. Abends ging es zurück nach Câmpulung Moldovenesc.



Außenfreske Kloster Moldovița, Bukowina

Am Sonntag (28. 8.) hielten wir zunächst in der Ortschaft **Vama**. Durch hohes Gras und über einen Bach gingen wir zum fast vergessenen jüdischen Friedhof. Die letzten Gräber stammen aus den 1970er Jahren. Die meisten der teils recht kunstvollen Grabsteine sind in Deutsch (Bukowina!), ältere in Hebräisch und einige jüngere Grabsteine in Rumänisch beschriftet. Danach erreichten wir das **Kloster**

Voroneț – einer der kunst- und kulturgeschichtlichen Höhepunkte der Reise. 1488 wurde das Kloster vom Moldau – Fürsten Stephan dem Großen (Fürst 1457 – 1504) gegründet, und unter dem Nachfolger Fürst Petru Rareș wurde die Klosterkirche erbaut und mit Fresken von innen und außen bemalt. Die kunstvoll ausgeführten und gut erhaltenen Fresken vor dunkelblauem Hintergrund („Das Blau von

Voroneţ“) stellen einen der Höhepunkte moldauischer Kultur schlechthin dar. Eine der zentralen Darstellungen zeigt das „Jüngste Gericht“. Das Kloster gehört wie einige andere der sogenannten Moldau - Klöster, die zumeist in der Bukowina liegen, zum Weltkulturerbe der UNESCO. Später ging es in die – aufgrund ihrer Lage zwischen den touristisch wichtigsten Moldau- Klöstern – aufstrebende Kleinstadt **Gura Humorului** / Gura Humora. Für zwei Stunden wurden wir auch Teilnehmer des Buchenland - Treffens der Bukowina - Deutschen. Etwa 800 Buchenland - Deutsche – die sich oft als Österreicher sehen – soll es derzeit geben. Die herzliche Gastfreundschaft auf dem Fest und die vielen Gespräche in dem durch die Ortsvorsitzende, Frau Carmen Moroşan, aufgebauten neuen Gemeindezentrum hätte uns beinahe vom weiteren Tagesprogramm abgebracht.

Am Nachmittag erreichten wir **Suceava**, heute Kreisstadt mit 106.000 Ew.(2002), Hauptstadt der Moldau von 1370 bis 1565. Zunächst besuchten wir die imposanten Ruinen der Fürstenburg. Diese heute gut gepflegte und archäologisch gut erschlossene Ruine war eben der Sitz von Stephan dem Grossen, dessen Regierungszeit (1457 – 1504) dem Land eine wirtschaftliche und kulturelle Blüte bescherte. Auf einem Berg liegt das armenische Kloster Zamca (Atslaw.: Festung) mit Befestigungen und monumentaler Gewölbepforte aus polnischer Zeit (Ende 17. Jh.) und inzwischen renovierter Kirche (16. Jh.), eine Synthese moldauischer Architektur und armenischer Kultausübung. Eine Pause im Stadtzentrum mit „sozialistisch-nationaler Großarchitektur“ machte uns einmal mehr mit nach wie vor bestehenden Schwierigkeiten in der gastronomischen Versorgung sowie haarsträubender Hygiene bekannt (WCs !). Am Rande von Suceava sahen wir uns das frühere Shtetl Budurjeni an; erstmals fiel dabei die spezifische Architektur ins Auge. Durch zunehmend baumarme steppenartige Landschaft führen wir aus der Bukowina heraus in Richtung Osten. Mit der Kreisgrenze von Botoşani erreichten wir schließlich die Moldau, unsere

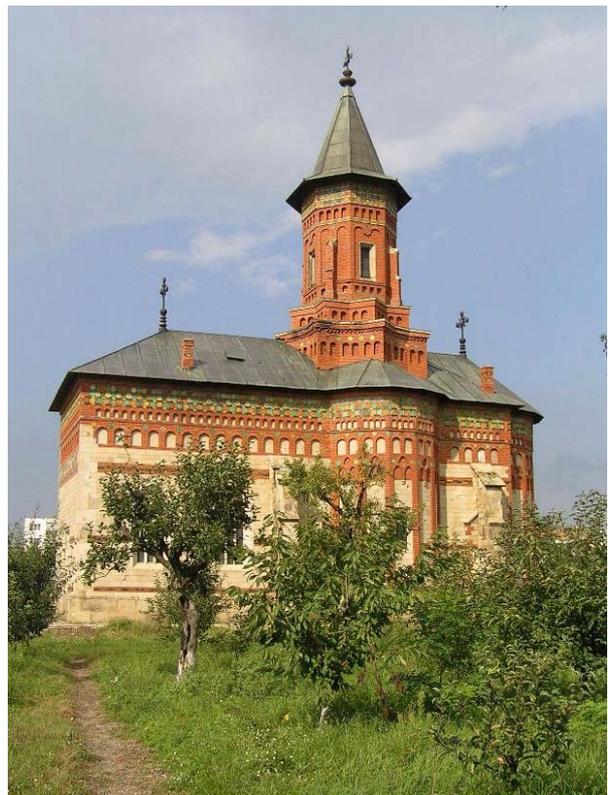
östlichste Zielregion.

Botoşani / Botoschan ist die nordöstlichste Großstadt Rumäniens. (117.000 Ew. / 2002). Noch im 19. Jh. war Botoşani die viertgrößte Stadt des damaligen Rumänien; eine Hochburg moldauischer und später auch jüdischer Kultur. Bis ins 19. Jh., als die Grenzen in diesem Teil Europas noch durchlässiger waren, stellte man über Botoşani die Verbindung vom Habsburgerreich, von Polen und vom Westen Russlands zum Fürstentum Moldau, der Unteren Donau, dem Schwarzen Meer und dem Osmanischen Reich her. Das entfiel seit der Gründung Groß-Rumäniens im Jahre 1920, der folgenden Selbstisolation des Landes und der „kalten Freundschaft“ mit der Sowjetunion. Eine ausgedehnte Führung zeigte das neue und das damit verzahnte alte Stadtzentrum mit dem großen jüdischen Viertel, in dem heute zum Teil Roma wohnen. Im bescheideneren Teil des jüdischen Viertels sahen wir ein seit Jahrzehnten verlassenes Bethaus mit brettervernagelten Fenstern. Mit Stuck geschmückte, teils reich gegliederte Häuser im zentraleren Teil der Stadt kündeten von Botoşani als von einer bedeutenden Stadt, in der es bürgerliche Schichten von Moldauern und Juden nebeneinander gab. Das schöne Rathaus, wo wir im Ratssaal von einer Stadtangestellten begrüßt wurden, kündet ebenso wie etliche Kirchen, das Kunstmuseum und einige breite baumbestandene Boulevards von einer auch wohlhabenden Vergangenheit. Hinter großen Wohnblocks regelrecht „versteckt“ fanden wir die Große Synagoge die „Hoiche Schul“ (Hohe Schule), ein beachtlich großes Bauwerk für das Entstehungsjahr 1834. Außen schlicht und nüchtern gehalten, war es uns leider nicht möglich, die kunstvolle und prächtige Inneneinrichtung zu sehen. In Botoşani gesellten sich mehrfach Neugierige und auch Bettler zu unserer Gruppe, da hierher Touristengruppen nur äußerst selten kommen. In dem großen, im Sommer durch den alten Baumbestand herrlich schattigen Eminescu - Park gab es in einem Café eine kleine Lesung aus einem Buch von M. Blecher, einem wiederentdeckten surrealistischen jüdischen Schriftsteller vom Beginn des

20. Jh., der aus Botoșani kam. [M. Blecher: Aus der unmittelbaren Unwirklichkeit. Suhrkamp 2003]. Zum Schluss besuchten wir den riesigen jüdischen Friedhof am Stadtrand, der u.a. mit vielen prächtigen Grabmälern noch heute von der einstigen Bedeutung der Stadt und ihrer Bürger kündigt. Wegen „unzumutbarer“ Bedingungen mussten wir das zunächst angesteuerte Hotel in Botoșani verlassen und fanden schließlich Unterkunft in einem guten neuen Hotel am Stadtrand.

Frumușica, ebenfalls ein ehemaliges Shtetl, war die nächste Station. Hier machten wir einen längeren Halt, um einmal einige Aspekte eines kleinen Shtetl anzuschauen. Die Häuser sind unmittelbar aneinander gebaut, gehen tief nach hinten (sogenannter Haustyp „Waggon“), haben (oder hatten) fast alle im vorderen Teil einen Ladenraum oder Raum für ein Handwerkeratelier und fast immer einen Keller. So besuchten wir einen tief unter einem Wohnhaus liegenden Lager- und Schutzkeller, was angesichts der Steilheit der Treppe und der Dunkelheit schon fast abenteuerlich wurde. Da Frumușica auch der Herkunftsort des Initiators der DRG - Berlin, Dr. Reuven Moskovitz, ist, versuchten wir uns auch nach dem ehemaligen Haus seiner Familie durchzufragen, was leider nicht gelang.

Hârlău erlebten wir dann bei Regen. Hier liegen die Ruinen eines beliebten Hofes der moldauischen Fürsten (vermutl. ab dem 14. Jh. errichtet) sowie die danebenliegende Kirche, die Stefan der Große (Fürst von 1492 hier errichten ließ. Die Pause konnte leider nur in bescheidenen Cafés durchgeführt werden. Auch hier, so wie bei vielen Moldau - Städten, finden sich längere Häuserzeilen mit dicht aneinander gebauten Häusern ehemals jüdischer Einwohner in ihrer spezifischen Architektur. Im Stadtzentrum sahen wir die Synagoge vom Beginn des 19. Jh., ein bedeutendes Baudenkmal.



Kirche in Hârlău, Kreis Iași

Nach weiter Fahrt erreichten wir schließlich **Iași** / Jassy. Iași liegt derzeit mit einer Einwohnerzahl von 321.000 (2002) an zweiter Stelle nach Bukarest, aber etwa gleichauf mit Cluj, Constanța und Timișoara und leicht vor Galați, Brașov und Craiova. Iași ist die kulturelle Hauptstadt der rumänischen Moldau seit fünf Jahrhunderten; eine Stadt der Kirchen und Klöster, Schulen und Universitäten. Von 1565 bis zur Vereinigung des Fürstentums Moldau mit dem der Walachei 1859 war Iași auch Hauptstadt des unter osmanischer Herrschaft stehenden Fürstentums. Unser Quartier war im Hotel Unirea im Stadtzentrum. Eine detaillierte Führung durch Geschichte und Gegenwart der Stadt machten für uns Oana und Markus Bauer, ehemals DRG – Vorstand, die beide mehrere Jahre in Iași gelebt haben. Wir besuchten das Hauptgebäude der großen und bedeutenden Alexandru-Ioan-Cuza-Universität, den nebenliegenden berühmten Copou - Park mit der Eminescu – Eiche und ein schönes Gartencafé. Weiter sahen wir den gewaltigen Kulturpalast (neogotisch, erbaut 1910), die von außen großartig mit vielfältigen bandartigen Steindekori-

onen mit zumeist orientalischen Mustern verzierte Drei - Hierarchen - Kirche (Trei Ierarhi; erbaut 1635 – 1639), die völlig neuerbaute ultramoderne katholische Bischofskathedrale und die orthodoxe Metropolitan - Kirche (erbaut 1833 – 87), mit den Reliquien einer Hl. Paraschiva (Schutzpatronin der Moldau), zu denen jedes Jahr im September die größte orthodoxe Wallfahrt des Landes stattfindet. Später besuchten wir noch die armenische Kirche mit einer Sammlung überaus vielgestaltiger Grabsteine im Hof und die Kirche der Hl. Sava (erbaut ab 1625) mit orientalisch beeinflussten Architekturelementen.

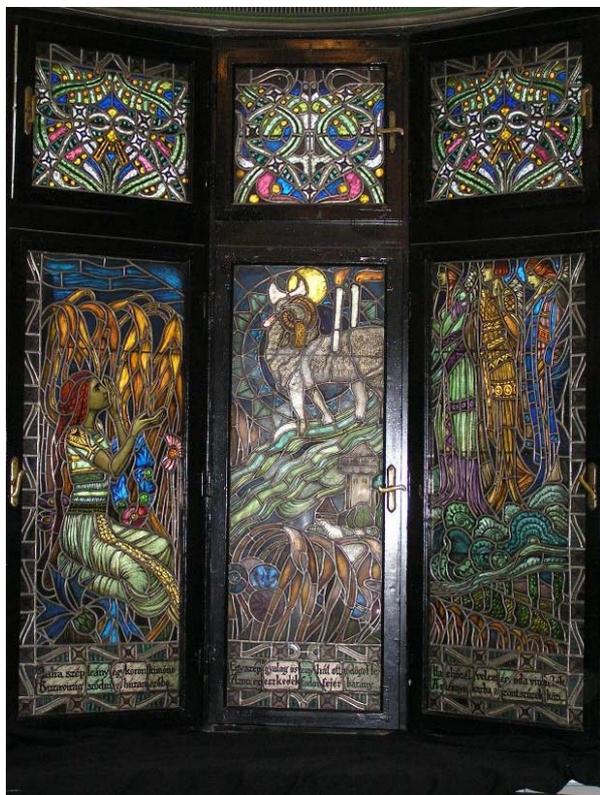
Ein Rundgang führte uns entlang der Medizinischen Fakultät der Universität, den wenigen Relikten der jüdischen Architektur in Iași mit zweigeschossigen Wohnhäusern in der Str. Sf. Theodor. Weiter zum Bărboi Kloster, Grablege auch der Bojarenfamilie Sturdza, zeitweilige Inhaber des Fürstenthrones. Danach gingen wir zum Golia – Kloster, erbaut im 17. Jh. Das beeindruckende, stark befestigte innerstädtische Kloster mit der überaus reich geschmückten siebentürmigen Kirche ist ein weiteres Juwel moldauischer Architektur. Herzlich wurden wir im jüdischen Gemeindezentrum durch den Gemeindevorsitzenden Herrn Kaisermann begrüßt, anschließend gab es einen kleinen Imbiss. Eine überaus informative Führung durch die älteste Synagoge Rumäniens im Viertel Târgu Cucului (Kukucksmarkt) und das kleine Gemeindemuseum in der Synagoge machte Herr Dr. Silviu Sanie, Archäologe, Erforscher der jüdischen Regionalgeschichte und in dieser Funktion Nachfolger des im Jahre 2001 hochbetagt verstorbenen Prof. Itzig Schwarz – Kara, der auf einer der ersten DRG - Reisen besucht worden war. Die Synagoge war 1671 erbaut worden, kurz nachdem sich tausende Juden aus den ukrainischen Nachbargebieten vor den überaus blutigen Kosakenaufständen (1648 – 54) des Bogdan Chmelnitzkij ins seit dem 1512 unter osmanischer Oberherrschaft stehende Fürstentum Moldau geflüchtet hatten. Immer wieder wurden dann Juden durch fürstliche Hrisovs (Freibriefe) ins Land geholt oder einge-

laden Siedlungen zu gründen; so entstanden allein in der heutigen rumänischen Moldau bis zur Mitte des 19. Jh. über 60 Shtetls.

Einen wunderbaren Abend verbrachten wir im traditionsreichen Restaurant Bolta Rece (Kühler Bogen), eines der wenigen nicht – kirchlichen Gebäude aus dem 18. Jh. Wir erhielten eine kleine Führung in die sehr tief liegenden Keller gewölbe, bis heute z. T. als Weinkeller genutzt, und mit einem kilometerlangen Netz von Tunnelgängen mit anderen Hauskellern und sogar anderen Stadtteilen verbunden – eine erstaunliche unterirdische Entdeckung.

In Iași begann dann auch die Rückreise, die uns zunächst durch **Podu Iloaiei** führte. Hier sahen wir noch ein weiteres ehemaliges Shtetl mit seiner typischen Architektur, die sich hier gerade dadurch besser erhalten konnte, weil viele Roma in die Häuser hineingesetzt worden sind. In der Kleinstadt **Târgu Neamț** legten wir nur einen kurzen Zwischenstopp ein. Dabei sahen wir die hier – typisch wie auch in anderen Moldau – Städten – hinter Blocks „versteckten“ eng aneinandergfügten Reihen früherer jüdischer Häuser. In rascher Fahrt kamen von in die Ostkarpaten hinein und erreichten nach einem ersten kleineren Pass (Petru Vodă, 900 m) das Dorf Poiana Largului am Bicaz - Stausee. Hier ist ein großer Zwischenstopp für Gasterbeiterbusse aller Art auf dem Wege nach Westeuropa, v.a. nach Italien. Hier wechselten wir dann auch von der Moldau zurück nach Siebenbürgen. Durch die sommerlich - grüne Berglandschaft erreichten wir **Borsec**, ein heute desolat aussehender, einstmals weitbekannter Bergkurort und berühmt für das hervorragende Mineralwasser. Entlang des großen siebenbürgischen Flusses **Mureș** / Mieresch kamen wir dann in die früher v.a. von Siebenbürger Sachsen bewohnte Stadt **Reghin** / Sächsisch – Reen (37.000 Ew. / 2002), zentraler Ort des früher ebenfalls überwiegend von Sachsen bewohnten Nösnerlandes. Ein Besuch der großen gotischen evang. Stadtpfarrkirche (14 / 15. Jh.) sowie ein kürzerer Gang durch das belebte Stadtzentrum zeigten die einstige und auch jet-

zige Bedeutung dieser Stadt. **Târgu Mureș** (150.000 Ew. / 2002) gehört ethnographisch bereits zum von ungarischsprachigen Szeklern bewohnten Gebiet (Szeklerland / Ungar.: Szekelyföld). Diese siedeln hier in den Kreisen Mureș, Harghita und Covasna in kompakter Masse (0,8 Mio. Personen). Wir besuchten den zentral gelegenen Kulturpalast, ein herausragendes architektonisches Beispiel des ungarisch geprägten Jugendstils, hier Sezessionismus genannt. Er wurde zwischen 1911 und 1913 neben dem einige Jahre zuvor im gleichen Stil erbauten Rathaus errichtet. Zahlreiche farbige Mosaiken mit floralen Motiven oder geometrischen Mustern schmücken den Palast von außen. Innen konnten wir den sogenannten Spiegelsaal bewundern. Zwölf große Fenster mit herrlichen farbigen Bleiverglasungen zeigen szeklerische Legenden- oder Folkloremotive. Einen Blick warfen wir in die große, das Stadtzentrum dominierende orthodoxe Kathedrale, in den zwanziger Jahren im neobyzantinischen Stil errichtet als Symbol der nunmehrigen Zugehörigkeit der Region zu Rumänien.



Glasfenster Kulturpalast Târgu Mureș

Cluj / Klausenburg war dann der letzte Höhepunkt dieser Rumänien – Reise. Nach einem schönen Konzert klassischer Musik durch Schüler der Musikschule u.a. Robert Incze (Klarinette) sowie die Studenten Raluca und ihren Bruder Andrei Ciobanu (DRG – Stipendiaten) fand ein lebhafter Austausch mit Freunden und Bekannten aus Cluj statt. Eine Besichtigung der großen St. Michaelskirche (gotisch, 14. / 15. Jh.) folgte, danach das Reiterstandbild des ungarischen Königs Matthias Corvinus und das Kunstmuseum im ehemaligen Bánffy – Palast. Durch die zentrale Innenstadt kamen wir an der Universität vorbei. Herr Dr. András Biró, Verbindungsmann der DRG zu Cluj, hatte uns sowie die Lehrer und Studentinnen der Musikschule abschließend in die Professorenmensa der Universität zu einem guten Essen eingeladen.

Am Samstag, 3. 9. ging die Rückreise in Cluj früh los, über **Oradea** wurde die rumänische Westgrenze erreicht. Nach einer netten Mittagspause in einem ungarischen Restaurant kamen wir nachmittags wieder am Flughafen in Budapest an und flogen am frühen Abend nach Berlin zurück.

Fazit: Den Schönheiten von Natur und Landschaft, Siedlungen und Kultur sowie vielen hoffnungsvollen Ansätzen zur ökonomischen, demokratischen und kulturellen Entwicklung steht bisher eine kaum nachgelassene drückende Armut erheblicher Bevölkerungsteile und unzählige Mängel an Infrastrukturen jeglicher Art, Umweltprobleme (z.B. Vermüllung, Erosion) sowie verbreiteter Nationalismus (z.B. ausgedrückt durch viele Denkmäler, Ausgrenzung der Roma uvm.) und viele nicht oder kaum genutzte Potentiale gegenüber. Trotzdem dürfte sich die Mehrheit der Reiseteilnehmer der These eines vorsichtigen Optimismus bezüglich der Landesentwicklung wohl anschließen. Der Weg nach „Europa“ ist aber noch sehr viel weiter als der Weg in die EU.

Als Reiseleiter möchte ich mich für das Interesse, die kritischen Nachfragen und Ideen der Mitreisenden bedanken sowie bei den vielen Menschen denen wir in Rumänien begegneten.

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft erhalten die „Hefte“ kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der „Hefte“ auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezuges der „Hefte“ mitteilen:

- Ich möchte die „Hefte“ regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden. Bitte senden Sie mir unverbindlich eine Selbstdarstellung und einen Beitragsantrag zu.
 - Ich möchte die „Hefte“ beziehen, ohne Mitglied der DRG zu werden (gegen 15 Euro Spende/Jahr, inklusive Porto).
 - Ich möchte keinesfalls weitere „Hefte“ beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
 - Ich möchte eine Anzeige schalten oder eine Spende tätigen.
 - Ich habe folgende Vorschläge:
-
- Folgende Personen / Institutionen könnten sich ebenfalls für die „Hefte“ interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft
c/o Axel Bormann Wichertstr. 64
10439 Berlin Tel.: 030/ 44676854
email: axel-bormann@deruge.org